Glanz ohne Gold

Geschichten von Frauen aus dem Land Brandenburg

Liebe Leserin, lieber Leser,

viele Frauen in Brandenburg sind arm, weil sie alleine für ihre Kinder sorgen und keinen familienfreundlichen Job oder keinen flexiblen Kitaplatz finden. Andere sind arm, weil in ihren Berufen niedrige Löhne gezahlt werden oder sie mit ihrer Selbstständigkeit nicht viel verdienen. Oder sie finden erst gar keinen Job und das vielleicht schon seit langer Zeit. Besonders hart ist das Leben für manche Seniorinnen, die im Alter arm sind.

Alleinerziehende, prekäre Beschäftigung, Langzeitarbeitslosigkeit, Altersarmut: jede der oben genannten Lebenssituationen lässt sich mit einer Statistik belegen. Solche Statistiken sind wichtig, denn sie liefern uns wissenschaftliche Fakten über gesellschaftliche Themen wie die Armut von Frauen. Politik und Verwaltung sind darauf angewiesen, um sinnvoll handeln zu können.

Allerdings bleiben Statistiken immer abstrakt. Dieses Lesebuch zeigt Ihnen die Menschen hinter den Zahlen. Beim Thema Armut ist das besonders wichtig, denn gerade Frauenarmut bleibt oft unsichtbar. Mütter sparen jeden Cent, um ihren Kindern die Klassenreise zu ermöglichen. Seniorinnen achten auf ein gepflegtes Auftreten, auch wenn das Essen knapp wird. Scham und Angst vor Stigmatisierung treiben viele Frauen in den sozialen Rückzug.

Hier setzt das Projekt »Wir brechen das Schweigen – Brandenburger Frauen sprechen über Armut« an.

Frauen erzählen von ihren Leben. Ihre persönliche Situation, ihre Sorgen und Hoffnungen. Damit werden erstmals vielfältige Gesichter weiblicher Armut in Brandenburg sichtbar. Entstanden ist ein Buch, das Mut macht. Es zeigt anderen Frauen, dass sie nicht alleine sind. Es zeigt Wege aus der Armut und wo Frauen Unterstützung finden.

Mit dem Demokratischen Frauenbund – Landesverband Brandenburg e.V., dem Brandenburger Landfrauenverband e. V. und dem Arbeitslosenverband Deutschland – Landesverband Brandenburg e.V. haben sich drei starke Partner für dieses Projekt zusammengeschlossen. Drei Organisationen, die wissen, wovon sie sprechen und die kreative Wege gefunden haben, Frauenarmut in

Brandenburg sichtbar zu machen. Ich danke allen Aktiven, die viel Zeit, Wissen und Liebe in dieses Buch gesteckt haben. Besonders danke ich allen Frauen, die das Schweigen brechen und ihre Geschichten erzählen. Damit werden sie sichtbar als starke Brandenburgerinnen und werden viel bewirken, davon bin ich überzeugt.

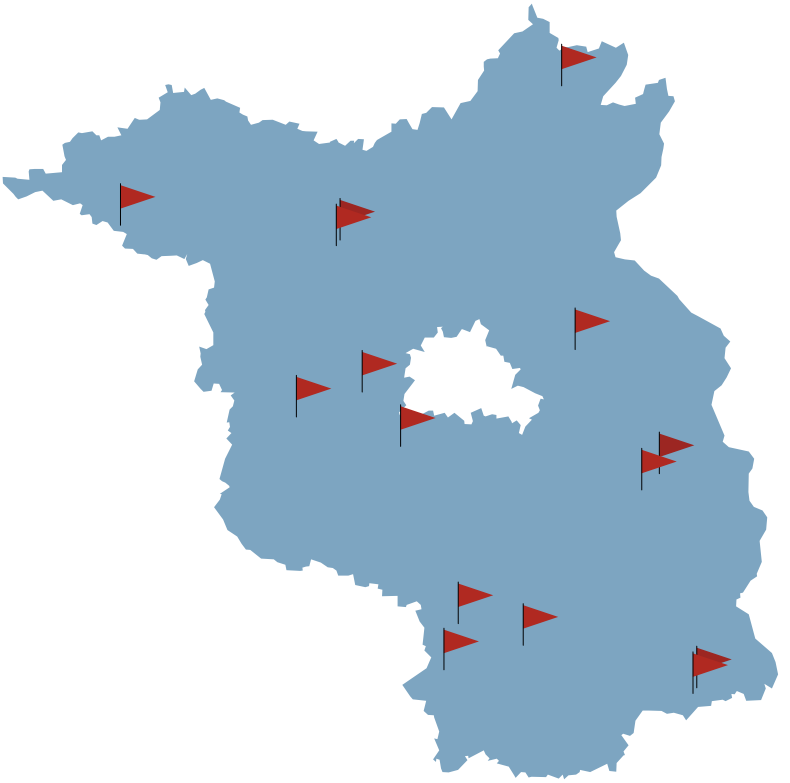
Monika von der Lippe

Über Geld spricht Mann nicht?!

Wir schon. Die Idee zu diesem Buch entstand, als sich Frauen aus dem Management dreier Verbände, dem Brandenburger Landfrauenverband e.V. (BLV), dem Arbeitslosenverband Deutschland, Landesverband Brandenburg e.V. (ALV) und dem Demokratischen Frauenbund, Landesverband Brandenburg e.V. (dfb) trafen und gemeinsam überlegten, wie frau das Thema »Armut« in Brandenburg angehen könnte. Wir wollten es nicht abstrakt in Zahlen haben. Wir wollten auch nicht jammern oder auf Schuldige zeigen. Wir wissen, dass in Brandenburg viele starke Frauen leben, die es nicht leicht hatten und haben, aber die sich trotz der schweren Bedingungen nicht unterkriegen lassen. Sie finden sich in unseren Verbänden. Ihnen geben wir mit diesem Buch eine Stimme.

Das Projekt, in dem das Buch entstand, heißt folgerichtig:
»Wir brechen das Schweigen.
Brandenburger Frauen sprechen über Armut.«

Fünfzehn Frauen aus ganz Brandenburg – 5 Frauen aus jedem Verband – erzählten uns ihre Geschichten. Sie handeln von ihrem Leben in der DDR und nach der Wende sowie von ihrem Widerstand gegen die vielfältigen Armutsprobleme heute, aber auch von ihren Erfolgen. Wir nennen sie unsere »Geschichtengeberinnen«. Sie leben hier:



Den Geschichtengeberinnen gilt unsere größte Anerkennung. Wir danken ihnen aus tiefstem Herzen. Ohne die Förderung der Landesgleichstellungsbeauftragten Monika von der Lippe wäre dieses Buch nicht zustande gekommen. Ihr gilt deshalb ebenfalls unser herzlicher Dank.

Mit den Geschichten werden wir unterwegs sein und mit Menschen ins Gespräch kommen, die ähnliche Geschichten haben und die unter den Folgen von Armut leiden. Gemeinsam diskutieren wir über Wege aus der Armut, über Gerechtigkeit, Gemeinschaft und über gesellschaftliche Notwendigkeiten. Wir werden uns mit den Geschichten unserer starken Frauen den Mut machen, Dinge zu bewegen, die dem guten Leben aller dienlich sind. Freuen Sie sich auf Lesungen vor Ort!

Wenn Sie jetzt befürchten, dass Sie im Folgenden jammervolle Geschichten über Armut oder statistisch genaue Biografien finden, können wir Sie diesbezüglich beruhigen.

Wenn Sie aber glauben, es kommen wilde Krimis, Märchen, Abenteuer und Fabeln von Ritterinnen, Löwinnen, Truckfahrerinnen und Gazellen oder gar ein Theaterstück – dann liegen Sie genau richtig! Jede unserer Geschichtenerzählerinnen durfte sich ein Genre aussuchen und so haben wir ihre Biografien in vielfältige, spannende und fantasievolle Formate gegossen. Sie finden in diesem Buch: drei Kriminalfälle, drei Abenteuer, ein Theaterstück, ein Essay, eine Erzählung, einen Brief, eine Utopie und zwei Fabeln. Entdecken Sie sich selbst, gestatten Sie sich die passende Portion Wut über die Situationen der Frauen und staunen Sie über die Kraft, die sich in jeder Geschichte findet.

Inhalt

Von einer, die auszog das Glück zu finden (ein Märchen) 9

Reich. Auch an Entbehrungen (ein Abenteuer) 12

Sinn, Herz und gute Weiden (eine Fabel) 17

Das unerkannte Talent (ein Theaterstück) 21

Der Gral der Unabhängigkeit (ein Abenteuer) 27

Nachricht vom Brandenburger Land (ein Brief) 31

Die drei Fälle der Agathe Brandel (drei Krimis) 35

Eine lange harte Lehrzeit
Das Leben fragt nicht: Hast Du Lust?
Der langsame Tod der Dorfgemeinschaft

Selbst ist die Löwin (eine Fabel) 49

Ihrer Zeit voraus ... (eine Utopie) 51

FUNKTION! LEISTUNG! mensch? (ein Essay) 55

Er ist anders. Versteht Ihr nicht? (ein Abenteuer) 60

Der lange Weg von der Berufung zum Beruf (ein Märchen).. 65

Die Rebellin im Einzel (eine Erzählung) 69

Verbände und Forderungen..... 76

Impressum 80

Von einer, die auszog das Glück zu finden

Ein noch nicht beendetes Märchen

Es lebt in der heutigen Zeit eine junge Frau. Sie hat eine schöne und recht junge Mutter und einen tollen Bruder. Sie hat in ihrer Kindheit viel Liebe erfahren und viel Glück. Doch das Glück ist ein flatterhaftes Geschöpf, es hält sich selten lange an ein und demselben Ort auf. Und so war es auch bei der jungen Frau: Husch! Ein Windhauch, ein kurzes Klingeln- das Glück war weg.

Die junge Frau merkte es nicht, denn ein anderes Zauberwesen hatte sich in ihr Leben geschlichen: Das war die Faulheit. Und die versprach ein süßes Leben mit Sofas und Fernsehern, aber sie verriet den Preis dafür nicht. Die junge Frau merkte erst, wie teuer das Leben mit der Faulheit war, als sie ihre Lehre nicht schaffte. Und das nur, weil sie statt zu lernen mit der Faulheit ein behagliches Leben geführt hatte. Da jagte die junge Frau die Faulheit davon. Und nun merkte sie, wer fehlte: Es war das Glück. Und so zog sie aus, um das Glück zu finden. Sie begann eine neue Lehre, doch diesmal schlich sich die Uneinsichtigkeit in ihr Leben. Eines Tages wurde die junge Frau krank und musste doch essen. Und als sie einmal trotz ihrer Krankheit auf den Markt ging, da begegnete ihr ihre Chefin. Die Uneinsichtigkeit legte einen Schleier über die Chefin und flüsterte ihr ihren eigenen Reim ins Ohr und Bumms! da war die Kündigung da. Die Uneinsichtigkeit hatte ihr Werk getan und suchte nach neuen Opfern und unsere junge Frau zog weiter, das Glück zu suchen.

Auf ihrem Weg war die junge Frau sehr einsam. Und da kam die Armut und legte ihre grauen, spinnrigen Arme um sie. Das fühlte sich zwar kalt an, aber wenigstens war sie jetzt nicht mehr allein. Zusammen mit der Armut fand sie nur ABMs und verdiente wenig, denn die Armut lies den Wohlstand nicht in das Leben der jungen Frau. Die suchte weiter nach dem Glück und es begegnete ihr auch mehrere Male: Sie traf einen jungen Mann und verliebte sich. Sie bekamen drei tolle Kinder. Aber das Glück ist flatterhaft und in der Nähe der Armut fühlt es sich erst recht nicht wohl. Also ging es immer wieder Husch! und das Glück wehte davon.

Aber ein neues Wesen hatte seine Augen auf die Familie geworfen: Das war der stattliche gute Lohn. Das war ein prächtiges Exemplar, aber ihm fehlten die guten Arbeitsbedingungen. Er warf sich mit aller Macht auf den jungen Mann, denn der gute Lohn fühlt sich immer zu den Männern hingezogen, er hat es bei ihnen leichter. Er verträgt kein Kindergeschrei und die Kitaöffnungszeiten und Hausarbeiten kann er gar nicht leiden. Der stattliche gute Lohn lockte den jungen Mann in die weite Welt und hielt ihn dort mit Arbeit fest. Er lies ihn nur selten zur Familie zurückkehren.

Der Armut sind Kinder und Windeln egal, denn die kennt sie schon seit Hunderten von Jahren. So blieb die Armut bei der jungen Frau. Und weil es der Armut so alleine in der Familie zu langweilig wurde, holte sie sich noch Gefährten: Den Streit, die schwierigen Umstände und den Troll Schlag-die-Gespräche-tot. (Ein grässliches, graues Monster. Es kommt meist zusammen mit seinem Bruder Ich-hör-dir-nicht-zu und ernährt sich von Achtsamkeit, Liebe und Hoffnung. Sie sind zur Zeit im Land sehr verbreitet und bekämpfen die leuchtenden Zentauren Argumente und Wahrheiten, weil dies ihre gefährlichsten Gegnerinnen sind. Wenn sie gewinnen, geht den Menschen der Verstand verloren und Angst und Furcht breiten sich aus. Aber dies nur am Rande …)

All diese dunklen Zauberwesen brachten der jungen Frau nur Schwierigkeiten und Ärger. Eines der Kinder wollte nicht mehr zur Schule, das andere begann um die Liebe seiner Mutter zu fürchten und wollte sie sich über Unfug und Streiche und lautes Geschrei sichern. Der jungen Frau fehlte der Mann, denn sie musste alles alleine regeln. So konnte sie auch nicht arbeiten gehen. Und so fehlt der Familie das Geld, denn ein stattlicher guter Lohn reicht nicht für fünf Personen.

Die junge Frau rief und suchte nach dem Glück. Und da: Eines Tages im Mai, da klopfte es an der Tür. Die junge Frau öffnete, eine resolute kleine Hexe stand vor der Tür und stellte sich als Zuversicht vor. Sie packte ihren Hexenkoffer auf den Stubentisch und zog eine große Flasche Klarheit daraus hervor. Davon gab sie der jungen Frau einen mächtigen Schluck. Puuhh! War das bitter.

(Denn die Hexe hatte die Klarheit mit einer ordentlichen Portion Wahrheit versetzt.)

»Du musst aufräumen.« sagte sie. »Es wird nicht besser, wenn du in diesem Gewühle mit all diesen merkwürdigen Gestalten lebst.« Doch die schwierigen Umstände konnten sie nicht so einfach besiegen, denn die fühlten sich bei der jungen Frau sehr wohl.

Die junge Frau braucht eine Ausbildung, um vernünftiges Geld zu verdienen. Und der junge Mann braucht Arbeit in der Nähe, um die junge Frau unterstützen zu können. Aber mit drei Kindern und ohne Ausbildung wird die junge Frau nichts Gutes finden.

Manchmal flattert das Glück vorbei. Es hat der jungen Frau die tolle Mutter erhalten und den verlässlichen Bruder. Es hat der jungen Frau viele Freunde gebracht, die sie unterstützen. Aber es hält sich nie lange auf.

Deshalb ist das Märchen hier leider zu Ende, obwohl es gar nicht zu Ende ist. Da fehlt doch noch das Happy! Da fehlen der prächtige Wohlstand und der warme Geldregen. Da fehlt die hellblaue Wolke Sicherheit und der hölzerne stabile Boden, auf dem alles aufbaut. Und deshalb sucht sie noch heute.

Reich. Auch an Entbehrungen.

Ein Abenteuer

In Brandenburg irgendwo mitten auf dem Land lebte ein Mädchen. Gummistiefel, Rotznase und mehr auf Bäumen, Dächern und Scheunen zu finden als irgendwo sonst. Martha hieß sie und der Name war Programm. Denn Martha heißt »die Herrin« oder »die Gebieterin«. Und sie war die Herrin über eine Bande Jungs seit ihrem 5. Lebensjahr. Die Clanchefin.

Martha hatte ihren eigenen Kopf. Sie ließ sich nichts sagen und wusste genau, was sie wollte. Lehrerin sollte sie werden. Truckerfahrerin wollte sie aber werden. Die Lehrerinnen, die Eltern, die Omas und Opas, die Nachbarinnen und auch die Verkäuferin aus der HO – alle schlugen die Hände über dem Kopf zusammen! Ein Mädchen im LKW – oh weh, oh je! Alle redeten auf Martha ein. Lehrerin sei ein schöner Beruf, jedes Mädchen möchte doch irgendwas mit Kindern machen – Martha nicht. Sie wollte große Autos beherrschen und lange Tage unterwegs sein. »Und was soll dein Mann mal dazu sagen?« fragte listig Oma Erna. »Der kommt mit.« sagte Martha bloß, drehte sich um und zog mit ihrer Jungsbande los, um Eicheln für die Schweine der LPG zu sammeln.

Martha war für Tatsachen und so schaffte sie einfach welche: Ihr Abitur war so schlecht, dass es für den Zugang zum Studium nicht reichte. Konnte man ja einrichten, dass das Abi schlecht war … Die Omas und Opas, die Nachbarinnen, die Lehrerinnen und auch die Verkäuferin aus der HO gaben auf. Die Eltern gaben nach. Und Martha lernte Laster fahren. Einfach abenteuerlich!

Es fühlte sich gut an, so hoch über der Straße zu sitzen und die Kraft eines tonnenschweren Fahrzeugs zu spüren. Es machte sie glücklich, diese riesige Kraft zu beherrschen und zu lenken. Sie war eine Meisterin ihrer Branche und fast die einzige Frau. Die Männer hatten Respekt vor ihr. Keiner konnte ihr das Wasser reichen, wenn es darum ging, einen Truck mit zwei Anhängern durch enge Straßen zu manövrieren. Und keiner hielt so lange durch wie Martha. Selbst nach 12 Stunden auf der Autobahn war sie einfach nicht müde.

Ihren Mann Paul lernte sie in einem Fuhrpark kennen. Der gehörte Pauls Eltern, eines der wenigen Privatunternehmen der DDR. Paul und Martha, das war was, von der ersten Minute. Paul schmierte Martha die Stullen und brühte ihr einen starken Kaffee,

wenn sie morgens um drei los musste. Martha hielt immer am Straßenrand an und sammelte für Paul Blätter und Vogelfedern und Steine, die sie ihm von ihren langen Fahrten mitbrachte. Paul liebte so etwas. Abends lagen sie beisammen und Martha erzählte Paul von ihren Abenteuern, von den vielen Menschen und den fernen Ländern, durch die sie schon gefahren war und von den fernen Ländern, in die sie noch fahren wollte.

Sie zogen in eine kleine Wohnung über den Garagen in den Fuhrpark der Schwiegereltern. Ein Kind kam und noch eins und später dann noch eins. Sie wuchsen halb im LKW auf, saßen mit vorne im Truck und lauschten den wilden Geschichten ihrer Mutter. Oder sie wuselten zwischen den riesigen Lastwagen im Fuhrpark umher und spielten mit Schraubenschlüsseln und alten Ölkannen. Es war eine herrliche Zeit.

Dann kam die Wende und auf einmal hieß es: »Eine Frau mit drei Kindern kann doch nicht arbeiten!« oder »Eine Frau alleine im LKW, das ist viel zu gefährlich!« …

Die Aufträge für den Fuhrpark wurden weniger, die Fahrten immer länger und durch die schwierigen Bedingungen auch immer gefährlicher. Martha blieb bei Paul im Büro und half ihm mit ihrem Wissen über die Straßen und die Arbeit unterwegs. Die Schwiegereltern lebten auch auf dem Fuhrpark und ein paar Angestellte dazu. Wilde verwegene Kerle, stumme Macher, sonderliche Einzelgänger, aber alle hingen an Martha und Paul. »Bessere Chefs kannste mit der Lupe suchen.« sagten sie. »Eine Chefin, die weiß, wie das Leben auf der Straße läuft, die ist super!« sagten sie.

Es ging eine Weile gut. Aber große Maschinen kosten Geld. Ein Fuhrpark kostet Geld. Die Garagen mussten gehalten werden. Es war nicht immer einfach. Und dann kam die große Krise – alles futsch. Die Angestellten mussten gehen, denn es gab keine Aufträge mehr, kein Geld, aber dafür liefen Kredite und die Kosten weiter.

Paul wurde krank. Paul wurde sehr krank und es wurde klar, dass er sie bald verlassen würde. Sie hielten sich an ihren Händen und ackerten weiter – stumm und verbissen. Irgendwann musste Martha Pauls Hand loslassen. Sie hatten einander gehalten bis zu ihrer letzten gemeinsamen Minute. Und dann war da nur noch

Martha da. Lange war sie traurig, lange kam sie nicht mehr auf die Beine. Paul fehlte an allen Ecken und Enden mit seiner Zuversicht und Fröhlichkeit.

Aber es ging nicht anders. Martha musste weitermachen. Martha war für Tatsachen. Mit dem Fuhrpark war kein Geld mehr zu machen, das sah sie ein. Sie versuchte Arbeit zu finden, aber das war angesichts der wirtschaftlichen Lage und ihres Alters genauso aussichtsreich wie ein Lottogewinn. Also kratzte sie ihr letztes Geld zusammen und machte aus den Trucks Partytrucks, die sie vermieten wollte. Das war aber auch nicht so einfach. Menschen, die sich einen Partytruck leisten können, gehören manchmal nicht zur angenehmsten Sorte. Was die für Wünsche und Bedingungen hatten!

Da stand sie nun: ein Fuhrpark voller großer Lastwagen, Gebäude – aber kein Geld. Die Autos waren nicht modern, die Garagen am Verfallen und kein Geld zum Reparieren und zum Investieren. »Verkauf den Krempel doch.« sagten alle. »Nein!« sagte Martha. »Das gehört genau genommen nicht mir. Es gehört meinen Kindern und dann meinen Enkeln – so sollte es doch sein.«

Und sie, die sie Jahre selbstständig und frei in einer Männerwelt geackert hatte, fand Arbeit in einem Blumenladen im Dorf. Kein Mensch dachte, dass die Martha, die ihr Leben lang in einer Männerwelt gekämpft hatte, zierliche Hochzeitssträuße und filigrane Blumengestecke gestalten könnte, aber – oh Wunder! Sie konnte.

Paul fehlt, ja, das wird nicht aufhören. Und das Geld ist auch nicht viel. Nach wie vor muss sie jeden Euro umdrehen und überlegen, ob sie sich das Tanken für eine Fahrt mit dem Auto leisten kann. Aber sie findet nicht, dass sie arm ist. Sie hat ja Freunde. Die sind für sie da und helfen. Sie hat ja ihre Kinder. Die sind ihr Glück. Die sind auch ein Halt. Nein, eigentlich ist sie reich.

Und die lange Fahrt ist ja noch nicht zu Ende. Irgendwann, irgendwie wird sie wieder auf dem Bock sitzen. Und dann fährt sie los in den Süden. Ohne Ware und ohne Auftrag. Nur zu ihrem eigenen Glück.

Sinn, Herz und gute Weiden

Eine Fabel

Auf den weiten Steppen Brandenburgs und inmitten einer großen Herde kommt eine kleine Gazelle zur Welt. Ihr Vater ist ein starkes Tier mit einer großen Herde. Er beschützt sie gut und führt sie auf die fettesten Weiden. So wächst sie angstfrei und wohlbehütet auf.

Der Vater ist ein Machertyp und hat die besten Sensoren für sicheren und guten Weidegrund. Er ist zielstrebig und angstfrei und hat kein Problem mit der gesamten Herde von einem Gebiet in ein anderes zu wechseln. Als die große Dürre kommt, erlebt seine Herde keine Hungersnot – anders als so viele.

Die kleine Gazelle ist klug und lernt schnell. Sehr quirlig und schwatzhaft steht sie immer da, wo etwas los ist. Sie lernt früh die Sprachen anderer Tiere und schaut sich die Herden der Gnus und Antilopen genau an. Eines Tages – sie ist noch recht klein – wird sie mit ihrer Mutter von der Herde getrennt und muss mit einer anderen Herde ziehen, in der es nicht so einfach ist, zu überleben. Das Leid und die Angst der Mutter kommen bei der kleinen Gazelle ungefiltert an. Das setzt ihr sehr zu. Die kleine Gazelle spürt, was andere brauchen. Sie kann niemanden im Stich lassen – das würde ihr ein schlechtes Gewissen machen – wenn sie doch weiß, dass sie helfen kann.

Erst als sie fast erwachsen ist, findet sie die Herde des Vaters wieder. Die Trennung von der Herde des Vaters hängt ihr trotzdem nach. Sie wünscht, sie wären nie getrennt worden. Doch dann fällt ihr ein, dass ihre Mutter ohne sie vielleicht gar nicht überlebt hätte. Sie hatte ihr den Mut gegeben, allein eine andere Herde zu suchen, die Schutz vor Hunger und den Raubtieren bietet.

Trotz des Wechsels freundet sich die kleine Gazelle immer wieder schnell mit anderen Tieren an, obwohl sie auch schüchtern geworden ist. Sie drängt sich nicht nach vorn, sondern bleibt zunächst im Hintergrund, wo sie auf die schwachen Tiere in der Herde achtet.

Sie sucht bis heute ihren Platz in der Herde. Sie will gerne den Schwächsten in der Herde helfen, aber ihr Vater findet, sie sei zu zart besaitet dafür. Er sagt: »Das, was Du tust, muss dir Spaß machen!« Und so sucht sie nach dem, was ihr Spaß macht.

Sie denkt nie darüber nach, wie man in der Herdenhierarchie aufsteigen kann, wie sie Respekt bekommt und sich gegen die Männchen durchsetzt. Den männlichen Jungtieren winkt ein anderes Schicksal in der Herde. Das sind starke Tiere, die alle wissen, was sie wollen und das auch bekommen. Für die Männchen geht es immer nach der schönsten Weide und den hübschesten Gazellen. Sie kennen ihren Wert und setzen ihn ein. Aber die Realität für unsere kleine Gazelle sieht anders aus.

Heute hat sie eine eigene Herde und ihr Gazellenmann ist fleißig, findet gute Weiden und ist sehr zufrieden mit sich.

Aber nur ihm wird zugetraut, gute Weiden zu finden. Sie wissen beide, wie schwierig es ist, eine Herde zu führen, alle im Blick zu behalten, die Kleinsten an gute Futterquellen zu führen und dabei trotzdem immer weiter nach guten Weiden zu suchen und sie zu finden. Die Weiden zu finden, neue, fremde Gebiete zu erobern, ja, das liegt auch noch heute in den Hufen der Gazellenmännchen. Die Gazellenmütter wurden auch damals selten gefragt. Sie kümmerten sich um die Jungtiere und damit hatten sie alle Hufe voll zu tun. Dabei ist das Wissen der Gazellenmütter riesig und uralt: Sie kennen die guten und die schlechten Gräser, ihre Ohren hören das Schleichen der Raubkatzen und sie riechen im Wind den nahen Regen. Aber dieses Wissen traut man nur den Gazellenmännchen zu.

Sie sieht, dass es anderen Gazellen auch so geht. Diese Benachteiligung der Gazellenmütter bringt sie um ihre Ruhe. Sie findet: Dafür lohnt es sich zu kämpfen und einen Ausweg zu finden.

Der Weg dorthin ist steinig, aber sie ist zielstrebig und setzt sich durch, auch wenn sie gar keine Herde allein anführen will. Sie will aber dennoch auch nach Weiden suchen dürfen, denn sie kann das – wie die meisten Gazellenmütter. Niemand traut es ihnen zu. Die kleine Gazelle versucht es trotzdem immer wieder, und sie tut sich mit anderen Weibchen in der Herde zusammen, um Gerechtigkeit zwischen allen Tieren zu fordern, ob Dickhäu-

ter, Gazellen, Gnus, Männchen oder Weibchen. Sie durchstreift viele Täler und merkt: Gerechtigkeit zwischen allen Tieren zu fordern, kostet Kraft und Ausdauer.

Sie hätte von den fetten Weiden der Vatergazelle profitieren können, will aber auf seine Hilfe verzichten. Sie ist sehr stolz und will es allein schaffen. Ihr gefällt die Unabhängigkeit. Und sie hat es satt, dass sie für ihr Kümmern um die gesamte Herde mit Almosen abgespeist wird.

Was sie für die Herde tun möchte, weiß sie schon: Die Arbeit muss von der Herde Wertschätzung erfahren und sie will Respekt. Diesen Respekt wünscht sie sich für alle Gazellenmütter. Denn nicht nur sie hat die Erfahrung gemacht: Gazellenweibchen zu sein, bedeutet harte Arbeit und wenig Anerkennung und meist nur Zeit für dürre Weiden und brackiges Wasser.

Aber sie hatte gelernt: »Dürren und Hunger können überstanden werden, wenn man auf sein Wissen vertraut.«

Sie hatte gelernt: »Hab keine Angst vor den stärksten Tieren der Herde. Stell dich ihnen entgegen und zeig ihnen, was du kannst.«

Sie hatte gelernt: »Hilf anderen Gazellenmüttern, sich den Stürmen, Gefahren und Raubkatzen entgegenzustellen.«

Sie hatte gelernt: »Behalte alle im Blick; alle sind Teil der Herde.«

Sie weiß: »Kümmere dich weiter um die Herde, besonders um die Schwächsten. Und gewinne mit den anderen Weibchen den Respekt und die Anerkennung der starken Anführertiere.«

Und die Moral von der Geschicht'? Erst wenn alle Herdentiere – ob Männchen oder Weibchen – verstanden haben, dass alle respektvoll füreinander einstehen müssen, ruft die wahrhaft fette Weide. Und die Raubkatzen werden keine Chance haben.

Das unerkannte Talent

Ein Theaterstück in fünf Akten

Rollen: Ute, Utes Mutter, Laura (Utes Tochter), Fallmanagerin
Länge: noch unbekannt

Akt 1: Kindheit

(Ute und ihre Mutter sitzen auf einer Bank im Park,
Bäume sind angedeutet)

Ute: Meine Kindheit war sehr schön.

Mutter: Obwohl ich dich so lange alleine groß gezogen habe! Aber dann kam Franz und dann hab ich gleich Max bekommen. Die 8 Jahre Altersunterschied zu deinem Bruder haben dich nicht gestört.

Ute: Na, hör mal Muttern, Franz war doch immer wie ein Vater für mich! Und mit Max, nee, det war kein Problem. Wir hatten genug Spielzeug. Und dann waren wir ja auch viel draußen. Damals ging det ja noch in den Städten. Und denn kam die Wende.

Mutter: Ja, dann kam die Wende … Wir waren zwar nicht arbeitslos, aber auf einmal war das Geld noch weniger. Kein eigenes Haus, kein Auto. Da ging nicht mal ein Urlaub.

Ute: Wir haben das nie als Armut empfunden. Ick fahre ja jetzt noch alles mit Bus und Bahn. Ist doch eh viel besser für die Umwelt. Die Naturliebe hat uns Franz beigebracht. Wir waren so viel draußen, auch campen – ick fand meine Kindheit schön!

(beide ab, Vorhang)

Akt 2: Nachwendezeit in Brandenburg

(Ute alleine, in der Mitte der Bühne)

Ute: Und dann: Bei mir war es nie geradeaus nach der Schule. Erst habe ick die Lehre als Büroangestellte bekommen.

Det war ein großer Schritt *(macht einen großen Schritt nach rechts, bleibt stehen, als ob ihr etwas einfällt)*

Die Wende – det war nichts Besonderes, kein Unterschied. Klar, mal nach Berlin mit der Familie, aber wir sind hier geblieben alle. Nach drüben hat es uns nicht gezogen. Wir sind hier zu Hause!

(läuft eilig wieder nach links und einen Schritt nach rechts während sie redet, aber nie weiter, als den großen Schritt, den sie zu Beginn gemacht hat)

Jetzt sind meine Eltern Rentner.

Mit der Arbeit, da kam ick auf keinen grünen Zweig. Die vielen Bewerbungen, die ick geschrieben habe und all diese blöden Maßnahmen vom Jobcenter.

(läuft wie suchend, als ob sie nichts sieht oder sich verirrt hat, bleibt stehen, hoffnungsvoll)

2012 habe ick diese – hier – so eine MAE *(spricht es überzogen EMMM AAA EEEEE, macht einen halben Schritt nach rechts)*, ein Euro zehn – Pah. Aber Spaß hat es mir hier gemacht.
Dann durfte ick noch als Bufdi *(Schritt nach rechts)*,
dann wieder MAE *(Schritt nach rechts)*.
Jetzt Ehrenamt *(Schritt nach links)*.

Angewiesen auf‹s Jobcenter! Jeden Cent muss ick umdrehen. Aber mein Bruder, der hilft. Er und seine Frau sind nicht reich -

neeee, aber es reicht bei denen. *(sieht sich um)* Wir sind hier zu zweit die guten Seelen, backen Kekse und Kuchen.

Aber es kommen nur noch die Alten. Denen jefällt es bei uns. Aber die jungen Frauen fehlen. *(hebt suchend die Hand über die Augen, laut)* HUHU! Junge Mädels, wo seid ihr? Vielleicht ist unser Verein zu unbekannt in der Stadt? Dabei ist det Angebot super. Kostet nüscht, Gemeinschaft hat die Frau, jaaa aber die Finanzen.

Die Stadt, das Land, die Republik, die Gesellschaft hat für so was kein Geld. *(Seufzt)*

Mensch! Ick rede und rede. Ist sonst gar nicht meine Art. Sonst bin ick immer die Zuhörerin. *(verträumt)*

Ach so 'ne Arbeit, bezahlt, Menschen helfen – det wär's! Det wird ja auch gebraucht! Det kann ick ja auch richtig jut. Und die sind alle so dankbar.

Jetzt muss es nur noch jemand merken, der det ooch bezahlen kann!

(Vorhang)

Akt 3: Lebensgefahr

(Ute allein auf der Bühne, Licht ist ganz dunkel, von Ute ist nur das Gesicht zu sehen)

Ute: Letztes Jahr bin ick fast gestorben. Im Bus umgekippt, Koma – einfach so. Wenn da nicht der junge Arzt gekommen wäre – aus! *(Licht geht kurz aus)*

Aussicht auf ne gute Arbeit – det würde mir Hoffnung geben!

(Vorhang)

Akt 4: Der Anker

(Laura, Utes Tochter, in akademischer Tracht neben einem riesigen schweren Sack)

Laura: Ich bin 1991 geboren. Mama hat mich alleine groß gezogen. Das war für uns beide nicht immer einfach. Aber es beeindruckt mich. Jetzt, wo ich fast fertig bin mit meinem Master in Psychologie. Das Studium hat mir verstehen geholfen, was Mama da geleistet hat. Vor allem, wo sie jahrelang auf das Jobcenter angewiesen war. *(Sie schaut auf den Sack)*

Ich glaube nicht, dass ich den hätte jahrelang allein schleppen können. Aber bald verdiene ich gut.

(Ute betritt die Bühne, will den Sack alleine hochheben. Laura fasst mit zu. Gemeinsam tragen sie den Sack ins Off – Vorhang)

Akt 5: Das Talent und die Aussicht

(Ute kramt in einer großen Schatzkiste. Während sie spricht, wühlt sie darin herum)

Ute: Ick bin arm. Ick kann mir nicht die Klamotten leisten, die ick brauche *(wirft alte Lumpen aus der Kiste)*
Die Miete zahlt det Amt. *(wirft einen Schlüssel auf die Bühne)*

Aber allet wird teurer: Essen, Wohnen … Wenn ick mal ins Kino will oder wat besonders Leckeres essen, denn muss ick sparen. *(wirft ein Kinoprogramm und Essensverpackungen aus der Kiste auf die Bühne, steht auf).* Aber wenigstens habe ick Freunde. Det hilft. Wir treffen uns regelmäßig, det macht auch Spaß.

Männer? Nee, brauche ick nich. Det ist mir nüscht. Nich, dass ick mal irgendwie Ärger gehabt hätte, aber die wollen bloß den Hintern gewischt kriegen. Mein eigener Hintern reicht mir. Mut-

ter hat immer gesagt: Mit mir befinde ick mich in bester Gesellschaft. Det seh ick genauso.

(Fallmanagerin betritt die Bühne)

Fallmanagerin: Frau Hupss, ich sehe da eine Kiste? Da wird doch wohl kein Vermögen versteckt sein? Einkommen? Hm, da lassen sie mich mal lieber nachschauen, sie wissen doch: Wir arbeiten mit größter Transparenz! *(beginnt, in der Kiste zu wühlen)*

Hm, ja der übliche Plunder. Wertloser Kram: Erinnerungen, Souvenirs, billiger Trödel *(wirft während sie wühlt allerlei aus der Kiste heraus, Teddybären, alte Briefe …)*

Aha! Aha! Das hab ich mir doch gedacht! Da Frau Hupss, da schauen Sie mal: Ein Goldstück! *(hält ein goldenes Herz hoch)*

Ute: Aber, das wusste ich nicht, dass ich das angeben muss.

Fallmanagerin: Na, Sie sind ja gut. Das wird natürlich angerechnet. Da kann man schon was draus machen. Zum Mindestlohn natürlich. Hauptsache, Sie sind raus aus der Statistik. Wie wäre es, da fällt mir bestimmt was ein.

Da habe ich eine Idee. Ach ja, das ist super! Das machen wir: Seniorenassistenz!!!! Halbtags, so ein bisschen über‹m Mindestlohn, naaaa, wie klingt das für Sie?

Ute: Geht nicht auch Vollzeit? Ich meine, über das Geld will ich gar nicht reden.

(Während sie redet, winkt die Fallmanagerin mit einem riesigen Schild auf dem »Sanktionen« steht)

Ach, was soll‘s. Hauptsache Arbeit!

Epilog

(Ute wieder allein auf der Bühne)

Ute: Für mich ist jeder Tag wie der andere: Lieber keine großen Überraschungen. Eine bezahlte Arbeit hier vor Ort wäre schön, aber das träume ich gar nicht erst, denn das ist ja total unrealistisch. Wenn ich Geld hätte, würde ich zuerst meine Tochter besuchen. Und ich würde mir ein paar schöne Kleider besorgen. Auch ein Wellnessurlaub würde mir gut gefallen. Ich würde mir was gönnen. Ich wünsche mir finanziellen Spielraum im Alltag. Einfach mal nicht auf das Geld schauen beim Bummeln. Das wäre mein Wunsch. Ist das zu viel verlangt?

(Abgang von der Bühne)

Der Gral der Unabhängigkeit

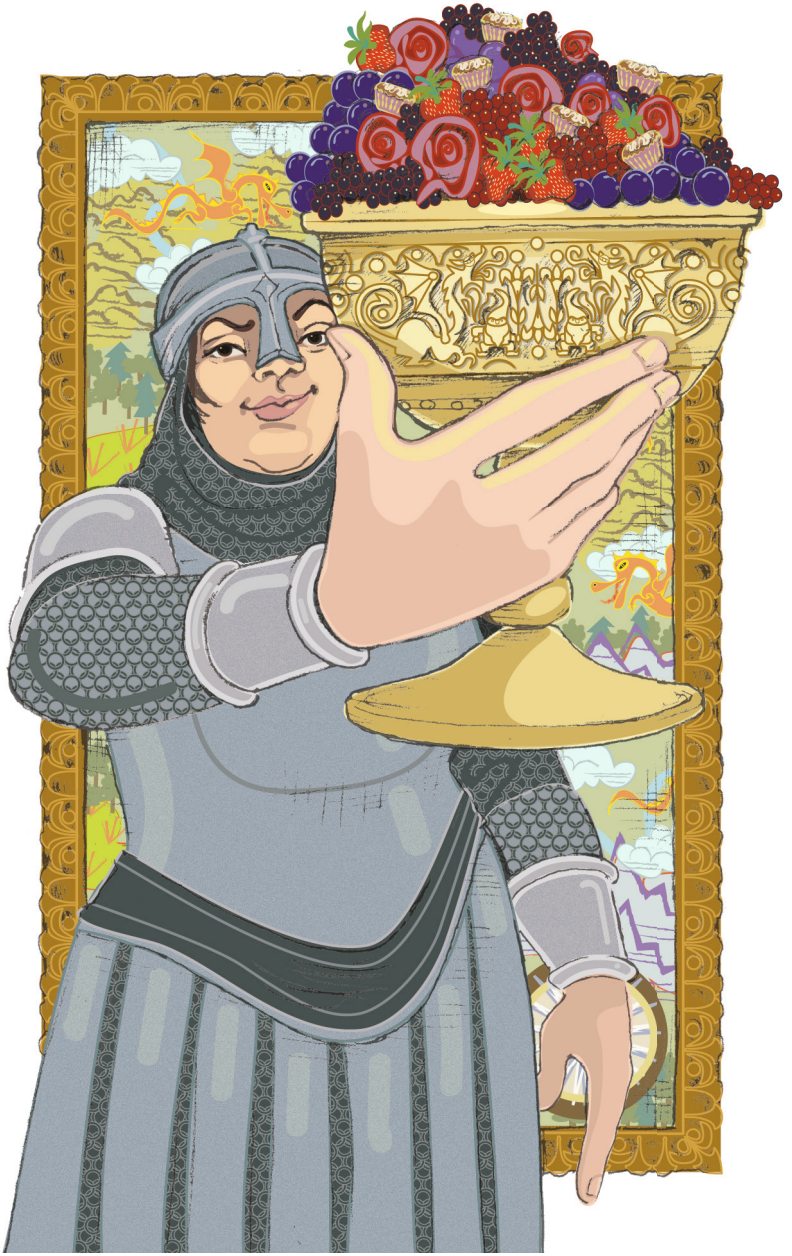
Ein Abenteuer

Der Heilige Gral – die ihn findet, die lebt in ewiger Freiheit. Unabhängigkeit, was für ein Traum! Niemandem Rechenschaft schulden, Entscheidungen treffen und die Verantwortung dafür alleine tragen, dies ist ein Preis, den manche kühne Ritterin bereits erkämpfen wollte.

Niemand weiß genau, wo dieser Gral zu finden ist. Die Kunde geht, er sei tief in den wilden Bergen der Ausbeutung versteckt, bewacht von den grausamen *Drachen der Vereinzelung*. Der Weg in die wilden Berge führt, wie jede weiß, durch die tiefen *Sümpfe Elendis*, deren Ödnis und Tristheit so manche tapfere Heldin hat verzweifeln und mutlos werden lassen. In den Irrwegen der Sümpfe gingen unzählige kühne Ritterinnen verloren. Der Weg führt durch die vier wilden *Haine Hartzistans* oder über die unwegsamen Pässe Arges.

Eines Tages machte sich eine junge Frau auf den Weg. Sie war fast noch ein Mädchen und noch keine starke Ritterin, als sie von zu Hause wegging in die Knappenschule. Sie hatte ihr zu Hause nicht länger ertragen wollen. Immer dieses Kleinmachen, dieses Dienen und unbarmherzige Schläge von der, der sie am meisten vertrauen sollte. Aber auch in der Knappenschule gab es wenig Wärme und Fürsorge für sie. Dabei mangelte es ihr nicht an Kraft und Mut. Bei Keilereien war sie die Wildeste und bei jedem Abenteuer vorneweg. Aber: »Die Knie in Demut vor einer popligen hysterischen Ritterin beugen? Pöh! Niemals!« dachte sie. Leider dachte sie das mehrmals täglich und verhielt sich auch so und so flog sie in hohem Bogen aus der Knappenschule raus.

Das focht sie nicht weiter an. Sie schlug sich mit Gelegenheitsjobs durch, mal hier ein halbes Jahr Ritterrüstungen putzen, mal dort drei Monate Ritterpferde striegeln. Aber dann kratzte es sie doch, wenn die anderen an ihr vorbeitrabten, stolz auf glänzenden Pferden mit schimmernder Rüstung … aus allen war etwas geworden. Freundliche Männer und Mütter hatten sie wahrscheinlich, die daheim auf die Kinder aufpassten und kochten, während sie Drachen jagten. Unsere Heldin hatte diese Unterstützung nie.



»Euch werde ich es beweisen«, dachte sie also und machte sich auf den Weg. Sie würde den Heiligen Gral erbeuten und sich so die Freiheit und Selbstständigkeit sichern, die sie so dringend zum Leben brauchte.

Lang war ihr Weg und hart die Bedingungen. Die Zeit und das Papier reichen nicht, um all die Abenteuer zu berichten, die unsere Heldin bestehen musste:

Wie sie auf dem *Meer der Hoffnungslosigkeit* einen riesigen Kraken bezwang, der sie mit seinen vielen Armen versuchte, in die Untiefen des Ozeans zu ziehen oder wie sie in den *Wäldern von MUT* von Lügendrachen überfallen wurde, die ihr die Energie aussaugten, so dass sie fast zu einer leeren und traurigen Hülle ihrer selbst verkommen wäre? Sie bestand, sie ging nicht unter. Ihr Verstand und natürlich ihr glänzendes Schwert *Vertrau-auf-Dich* waren ihre wichtigsten Waffen. Und so kam sie schließlich zu den *Sümpfen Elendis*. Sie bezwang sie mit ihrer großen Zuversicht und ihrem eisernen Durchhaltevermögen. Vor den vier *wilden Hainen Hartzistans* traf sie auf eine alte Hexe. Die Hexe erbat sich Mut und gute Kräften von der jungen Frau. Diese gab sie gern. Schon in den *Sümpfen Elendis* hatte sie allen, die ihr begegneten mit ihren Erfahrungen und ihrem Wissen helfen können. Viele verzweifelte Seelen, die sich in den unwegsamen Irrwegen des Moors verlaufen hatten, konnte sie so befreien. Denn mit jedem Schritt, den sie sicher durch das Moor gelangte, wurde sie um eine Erfahrung reicher, wuchs ihr Selbstvertrauen. Oft dachte sie, die Kraft würde nicht reichen, aber irgendwie ging es dann doch immer weiter.

Nun teilte sie gerne von dem, was sie besaß. Und die alte Hexe hatte dann auch gleich einen guten Rat für sie: »Lass die vier *wilden Haine Hartzistans* liegen. Deine Vorräte kannst Du hier aufstocken. Wenn Du das gemacht hast, kannst du auf Hilfe in diesen Hainen nicht hoffen.« krächzte sie und humpelte von dannen. So schlug sich die kühne Frau durch die Pässe Arges. In schwindelerregenden Höhen wehte ihr ein eisiger Wind entgegen. Doch welche Felsen ihr im Weg lagen, welche Lawinen auch auf sie herabstürzten, sie stand alle Entbehrungen durch.

Und ihre Kraft wurde belohnt: Als sie von dem wilden Gebirge herabstieg, lag ein sonnendurchflutetes Tal vor ihr. Zahlreiche Blumen blühten und der Wind säuselte durch lindgrün belaubte Birken. Und auf einer lieblichen Lichtung saß eine ganze Drachengruppe gemütlich auf weichen Decken im Gras zwischen Blumen und Kräutern. Die Heldin zückte ihr Schwert. Doch die Untiere hatten sie schon bemerkt. Einer der Drachen bedeutete ihr, näher zu kommen. Die junge Frau bezwang ihre Furcht und ging auf die Bestien zu. Unter ihren Füßen knirschte es. Waren dies die Gebeine kühner Ritterinnen, die den letzten Kampf nicht hatten bestehen können? Als sie nahe genug bei den Drachen angelangt war, traute sie ihren Augen nicht: Drei der Drachen spielten Skat, einige andere hatten Beeren und Blumen gesammelt und stellten daraus zierlichen Tischschmuck her und die restlichen Drachen verzierten gemeinsam eine Sahnetorte mit Marzipanrosen. »Bist du auch eine von denen, die auf dieses bekloppte Märchen vom Heiligen Gral reingefallen ist?«, fragte der dickste und älteste Drache. »Es kommen nicht viele von euch Glücksritterinnen durch. Die meisten bleiben dann hier und leben mit uns von Blumen und Sahnetorte. Du bist eingeladen. Zieh die olle Rüstung aus, mach‹s dir bequem. Pflück dir ein paar Blumen und entspann dich. Pfffffff, ein Gral der Freiheit und Selbstständigkeit, pah! Dass die Leute immer noch an so was glauben. Das findet man doch nur in sich selbst und gemeinsam mit anderen!«

Die Heldin sackte zusammen. All die Mühen, all der Kampf – umsonst! Umsonst? Nein, nicht umsonst. Sie würde zurückgehen und den anderen die Wahrheit sagen. Vielleicht würde sie auch in *Elendis* bleiben und den Menschen im Sumpf helfen. Es würde weiter gehen. So oder so.

Nachricht vom Brandenburger Land

Ein Brief

Mein lieber Freund,

das ist ja verrückt, dass Du Dich meldest nach so langer Zeit. Ich habe gerade viel an Dich gedacht - komisch! Hast Du das gespürt? Ach, es ist so lange her, dass wir uns das letzte Mal sahen. Weißt Du noch, wie wir damals zusammen spielten als Kinder? Du warst wie der Bruder, den ich nie hatte. Bei Euch habe ich die Wärme und Nähe erfahren, die meine Eltern mir nicht geben konnten. Ja, ich weiß, es hat mir nichts gefehlt. Außer Herzlichkeit und Nähe. Da war es schon hart, als wir in die Stadt zogen und wir uns nicht mehr so oft sahen. Den roten Stein, den Du mir zum Abschied geschenkt hast, habe ich immer noch. Die Ferien bei Euch waren immer ein Fest. Wir sind beide nicht gern in die Schule gegangen, aber Deine Eltern haben Dir nie diesen Druck gemacht … Wusstest Du, dass mein Vater kaum lesen und schreiben konnte? Er hat es verborgen. Aber ich sollte seiner Meinung nach in der Schule ein Überflieger sein … Und sie wollten, dass ich Geige spiele, wie Cousin Moritz! Was hast Du immer gelacht über mein Gefiedel … Und als wir die Geige dann auch noch blau anmalten, weil wir fanden, wenn ich schon nicht spielen kann, soll ich wenigstens ein hübsches Instrument haben.

Weißt Du noch Tante Mieze, unsere Nachbarin? Die war immer nett zu mir. Zu der haben wir uns geflüchtet mit der blauen Geige und dem versohlten Hintern. Die ist gestorben, als ich 17 war. Da warst Du schon bei der Armee. Ich hab Dir nur ne kurze Karte geschrieben, obwohl ich gelitten habe wie ein Hund. Aber Ella aus dem Kombinat wurde schnell meine Ersatztante. Obwohl sie 15 Jahre älter war als ich – Mensch, überleg mal, die war erst 32 und kam mir so alt vor.

Ihr beide, Ella und Du, ihr habt mir geholfen mit der Wohnung. Hab ich gleich gemacht, als ich 18 war. Da haben die Nachbarn gesagt: »Na, da ist Aschenbrödel wohl ausgezogen!«

Und meine erste Waschmaschine! Was war ich damals stolz.

BRANDENBURG

Kurz nach der Wende kam Gert, aber Ihr beide wart Euch nie grün. Und ich hab ihn so geliebt. Dass Du nicht mal zu unserer Hochzeit kommen wolltest … schade! Und dann hast Du Sabine kennengelernt und bist mit ihr runter nach Bayern. Da haben wir uns aus den Augen verloren, obwohl wir doch mal so dicke miteinander waren. Ich bin ja auch dem Gert hinterher gezogen. Mitten uff Dorf, ohne Führerschein, schön blöde, wa? Na unsere drei Jungs fanden das gut, immer auf dem Acker oder mit dem Trecker mit und immer Viehzeug, Hunde, Katzen, Meerschweinchen. Eigentlich hatte ich mit Haus und Hof genug zu tun, aber du kennst mich ja. Am liebsten immer frei und unabhängig. Dass Gert das Geld gebracht hat, alleine, das hat mir damals schon gestunken und stinkt mir heute noch. Schade, dass meine kleine Stelle im Gemeindeamt nach der ersten Gebietsreform gleich weg war. Aber du weißt ja: Ich bin mir für nichts zu schade. Das ist noch immer so. Nu ja, ich hab in B. als Arbeitslose alles gemacht: Putzen, Harken, Akten sortieren, Gesetzesbücher aktualisieren … was gerade ging. Hauptsache ein bisschen eigenes Geld. Dabei hätte ich so gerne Vollzeit gearbeitet, aber als Mutter mit 3 Kindern? Nichts zu machen! Die könnten ja krank werden und dann kommt die Frau ja nicht zur Arbeit, Gott bewahre, das geht nicht. Das kannst Du Dir als Mann nicht vorstellen. Bei Euch hat es ja nie geklappt mit Kindern, das hast Du mir geschrieben. Schade, Du wärst ein prima Papa gewesen. Na und die Nachbarn hier, die haben sich untereinander ja auch immer geholfen mit Spielsachen und Möbeln und so. Das läuft ja auf dem Dorf, nicht wie bei Euch in der großen Stadt, wo die Leute im Haus sich nicht kennen. Marco hat letztens gesagt: »Mutti, das haben wir gemerkt, Geld war ja nicht viel da, aber wir war'n immer satt und sauber angezogen auch.« Da hat man doch nicht alles falsch gemacht, oder? Obwohl ich noch eine Ausbildung zur Floristin und nebenbei die Buchhalterqualifizierung gemacht habe, fehlt mir bis heute ein fester Job. Brandenburg ganz unten halt. Alles, was gegangen wär, wär ja nicht gegangen. Ich hätte einen Blumenladen in Berlin übernehmen können, aber 100 km mit drei Kindern, das war nicht machbar. Ich konnte das nicht zusagen. Und hier gab es genug Blumenläden. Da brauchte man mich gar nicht. Aber Hauptsache was zu tun und Leute glücklich

machen, Geld war mir nicht wichtig. Noch nie. Sonst hätte ich den Ehrenamtsjob im Nachbarort gar nicht machen können.
Und weißt Du was? Obwohl ich finanziell arm bin, bin ich im Kopf und Geist und drum herum glücklich. Klar, es wäre schon toll, wenn man sich was leisten könnte und nicht jede Autoreparatur zur Katastrophe wird. Am schlimmsten ist, wenn man den Kindern nicht alles erfüllen kann. Es muss ja nicht gleich ein neues Auto sein, aber mal ne nette Reise … Aber ich lass mich nicht unterkriegen.
So mein lieber Freund. Pass mal gut auf, das Angebot zu Dir nach M. zu kommen, vielen Dank, aber nein. Klar, es wäre schon schlauer in eine kleine Mietswohnung zu ziehen. Und natürlich ist mir bewusst, dass wir Haus und Hof verlieren, wenn Gert nicht mehr kann. Aber es ist sein Elternhaus und eine Spardose für die Zukunft ist es auch. Wir machen uns nicht total abhängig davon, aber wir wollen es für die Kinder erhalten.
Lass uns wieder öfter voneinander hören. Es reicht mir schon, dass ich Dich wieder in meinem Leben habe. Du alter Zausel. Ich hätte Dich auch ohne Foto erkannt trotz der Glatze. Bin ja gespannt, was Du zu meinem Foto sagst …

Erstmal umarm ich Dich. Bis bald!
Deine Mimi

Die drei Fälle der Agathe Brandel

Eine dreiteilige Krimireihe

Es war ein schöner lauer Sommerabend. Zwei alte Damen saßen auf der Veranda und schauten den Schwalben zu. Der Phlox duftete und im Sommerflieder tummelten sich Schmetterlinge und Hummeln.

»An was denkst du, liebe Agathe?«, fragte Frau Schmidt ihre Freundin. Die schaute träumend in den schönen Garten und war offensichtlich mit den Gedanken ganz weit weg. »Hallo, Agathe!«, lies sich Frau Schmidt nun deutlich lauter vernehmen.

Die alte Dame schreckte hoch. Sie war eine eindrucksvolle große Frau mit weißem Wattehaar, das so weich aussah, dass man sofort Lust bekam, hinein zu fassen.

»Ach, Ursel, ich dachte nur an die merkwürdigen Fälle, die mir in letzter Zeit zugetragen wurden.«, antwortete sie. »Drei Menschen sind auf mich zugekommen und haben mich um Hilfe gebeten. Und merkwürdigerweise waren sich die Fälle alle irgendwie ähnlich, obwohl sie ganz unterschiedlichen Personen passiert sind.« »Ach, du und deine Krimis!«, rief Frau Schmid vergnügt. »Du bist eine richtige Detektivin geworden, seit du in Rente bist. Andere stricken oder sammeln Briefmarken als Zeitvertreib und du bist Detektivin.«

»Aber nicht doch…«, wehrte Fräulein Brandel bescheiden lächelnd ab.

»Los, erzähl doch mal. Ich bin ganz neugierig auf deine neuen Fälle«, bat Frau Schmidt. Und Fräulein Brandel lies sich nicht lange bitten. Denn so bescheiden sie meistens tat, die alte Dame hatte ein großes Vergnügen daran, ihre Fälle zu erzählen, die sie dank ihrer Lebenserfahrung und guten Menschenkenntnis fast immer lösen konnte.

»Weißt Du was? Ich erzähl sie dir. Mal sehen, ob du die Lösung findest. Denn die ist bei allen dreien ziemlich ähnlich und nicht einfach zu erkennen.«

»Was? Dreimal die gleichen Täter? Also Serientäter, hier in unserem beschaulichen Brandenburg?«

…

»So ist es. Und ob du es glaubst, oder nicht: die Täter werden international gesucht. Und sie tun schon seit vielen vielen Jahren ihr gnadenloses Handwerk in trauter Eintracht«, erwiderte das alte Fräulein geheimnisvoll und begann mit dem ersten Fall, den sie **»Eine lange harte Lehrzeit«** nannte.

»Die Frau, die zu mir kam, war nicht mehr ganz jung. Ich kannte sie und ihre Familie schon lange. Susi war das jüngste Kind einer großen Familie, die Mutter hatte sie eigentlich nicht mehr gewollt, aber der Vater liebte sie abgöttisch. Du kennst das ja. Sie wuchs auf dem Gehöft der Familie auf. Dort lebten auch die Großeltern, Tanten und Onkels.

Nach einer wilden Nacht war Susi schwanger. Mit sechzehn! Das Drama auf dem Dorf kannst du dir gut vorstellen. Sie sollte es wegmachen. Aber da hatten alle Susi unterschätzt. Sie setzte sich durch und bekam das Kind, denn sie wollte es unbedingt behalten. Schon während ihrer Schwangerschaft begann sie eine Lehre weit weg von zu Hause. Das hat sie toll gemeistert: Lehre, Kind... Aber die Mutter war eine richtige Furie und zwang sie, den Kindsvater zu heiraten, obwohl da nie Liebe im Spiel war. Er war so ein richtiges Muttersöhnchen, total verweichlicht. Bei der kleinsten Schwierigkeit rückte er aus und rannte heim zu seiner Mami. Da hatte er es mit der tatkräftigen Susi ganz gut getroffen. Bloß umgekehrt – Griff ins Klo, wenn du verstehst.

Kaum war Susi aus dem Haus, fing ihr Vater an, zu trinken. Es war ein Graus. Susi hatte ihre Lehre beendet, ihr standen alle Türen offen. Aber Blut ist dicker als Wasser. Also ist sie zurück auf den Hof, mit Kind und Kegel und diesem Taugenichts. Vier Kinder hat sie bekommen.

Nach der Lehre blieb sie in ihrem Betrieb und arbeitete dort. Dort haben die anderen Sekretärinnen ihr öfter mal ordentlich den Kopf gewaschen. Die haben ihr erst mal erzählt, dass das Mittelalter schon längst vorbei ist. Aber Susi hat sich immer verantwortlich gefühlt. Die war halt so eine Macherin.

Die hat einfach Tatsachen geschaffen. Der Mann lag faul auf der Haut, wurde versorgt und wenn der Kühlschrank leer war, ist er ab zu seiner Mutter. Wirklich, schau mich nicht so an. Na Susi war ja auch kein Kind von Traurigkeit. Vier Kinder, vier Väter sag ich nur. Aber den Herrn Ehemann hat das nicht gestört. Der hatte ja seine Schäfchen im Trocknen.

Der Hof verfiel, wie sollte Susi das auch alles packen, so ganz alleine? Ihr Vater ist bald gestorben und die Mutter war zu alt. Brüder, Onkels und Tanten fühlten sich nicht verantwortlich, aber

verkaufen durfte Susi den Hof auch nicht. Die hat sich fast zu Tode gerackert. Und dann noch dieser windige Kredit – da waren die Schulden schon da. Aber wie hätte sie sonst die nötigen Reparaturen finanzieren sollen?«

Fräulein Brandel nahm einen tiefen Schluck aus ihrem Bowleglas.

»Nach der Wende wurde die LPG in der Susi arbeitete, abgebaut. Aber sie hatte Glück und kam in einer kleinen Fleischerei unter. Ein Familienbetrieb. Und dort war es wirklich wie eine Familie für sie. Aber die Fleischerei ging pleite. Susi kam in ein kleines Unternehmen, aber schon bald wurde ihr Veruntreuung unterstellt. Und dann fand Susi Arbeit in der Gaststätte ›Zum zufriedenen Fuchs‹.«

»In dem ollen Schuppen?«, fragte Frau Schmidt. »Oh Gott, die Ärmste. Da muss sie wirklich verzweifelt gewesen sein. Ich war nie dort, obwohl ich immer von Berlin durch Biesendorf fahren musste. Der sah vergammelt aus, so lange, wie ich diesen Gasthof kenne.«

»Ja, Susi hatte kein Glück. Die Gastwirtin hat sie sogar zu einer Selbstständigkeit überredet. Das war dann der totale Ruin. Ihre Mutter bekam einen Schlaganfall und alle fanden es nur selbstverständlich, dass sich Susi um die Mutter kümmerte. Obwohl die Familie so groß war. Und dann hatte sie auch noch eine Fehlgeburt. Die starke Susi war total aus der Bahn. Es kam die Arbeitslosigkeit. Und nun: Das Gehöft hoch verschuldet, Susi durch die Selbstständigkeit auch, die Arbeitgeber zahlten einfach nicht. Es kamen Gerichtsverhandlungen, manchmal hatte die Familie Strom, manchmal nicht. Der Ehemann hat Susi nie unterstützt. Eine Tante gab von Zeit zu Zeit etwas Geld. Und da fing Susi an zu trinken. Bei ihrem Vater hatte sie ja gesehen, wie es ging. Aber sie hatte bei ihm auch gesehen, wie das endet mit der Flasche. Und da erwachte ihr Lebenswille und ihr Mut und sie hörte damit auf.«

»Bewundernswert«, warf Frau Schmidt ein.

»Nicht wahr? Diese Frau ist ein Kraftwerk, die könnte ganz Berlin mit Strom versorgen. Aber es geht ja noch weiter: Sie hatte nur noch Maßnahmen vom Jobcenter, keine richtige Arbeit und das bedeutet: kein richtiger Lohn.«

»Hat ihr Mann denn eigentlich gearbeitet oder haben sie nur von einem Gehalt gelebt?«, fragte Frau Schmidt.

»Nein, nie. Susi hat alles allein gemacht. Und dann ging es nicht mehr. Sie lies sich in der Schuldnerberatung helfen. Privatinsolvenz, Zwangsversteigerung – zack. Sie fand eine kleine Wohnung. Und da erst, da gingen ihr die Augen auf. Wie sie geschuftet hat, um alles zu halten und ihr Mann hat nie einen Finger krumm gemacht. Da hat sie ihn endlich rausgeworfen. Nach 28 Jahren!«

»Besser spät als nie«, warf Frau Schmidt ein.

»Nicht wahr? Jetzt ist Susi selbst Beraterin für Menschen in Not. Mit dem Haus ist ihr eine große Last von den Schultern genommen. Sie arbeitet in einem guten Team. Ihre Kinder haben alle gute Arbeit gefunden. Und sie weiß, dass sie stark ist. Sie weiß auch, dass sie nicht viel vom Leben braucht. »Hauptsache gesund!« sagt sie immer.

Aber trotzdem. Es ist so ein Fall, ich kenne die Verursacher. Es sind nicht nur die Arbeitgeber und die Ehemänner. Da stecken ganz andere Kräfte dahinter.«

Die beiden Frauen saßen nachdenklich auf der Veranda. Langsam wurde es dunkel. Frau Schmidt zündete eine Kerze an und füllte die Bowlegläser nach. »Und Dein nächster Fall?« fragte sie.

…

»Dann pass gut auf. Ich nenne ihn: **Das Leben fragt nicht: Hast Du Lust?**«, erwiderte Fräulein Brandel.

»Ein Mädchen wird geboren, wächst auf, hat die typische DDR Kindheit: Ferienspiele, Ostseeurlaub. Im Rückblick spricht sie von Unbeschwertheit. Mit 14 Jahren ging sie von der Schule und lernte Lagerwirtschaft. Die 9. und 10. Klasse holte sie in der Abendschule nach. Dann arbeitete sie lange lange Zeit in diesem Beruf. In Großbetrieben und Kantinen. Harte Zeiten, sag ich dir, aber lehrreich. Na und Energie hatte die auch. Sie machte sogar noch einen zweiten Berufsabschluss als Köchin. Das hat ihr aber alles nichts genützt. Nach der Wende war sie arbeitslos. Sie schlug sich wie die meisten mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Sonderangeboten bei Norma durch. Nun, in dieser Zeit heiratete sie und bekam 3 Kinder. Jahrelang brachte sie sich als Geringverdienerin durch, schmierte für Veranstaltungen die Brötchen, ging putzen, so was.

Du kennst das ja.« Frau Schmidt nickte. »Das ging ja zu Wendezeiten dem halben Dorf so. Die Männer nach sonstewo auf den Bau und die Frauen sind putzen gegangen. Ich erinnere mich gut.«

»Siehst Du, bei unserer Heldin war es nicht anders. Stell dir vor, mit Mitte 30 machte sie noch eine Lehre. In einem Seniorenwohnpark.«

»Wo hat sie nur die Energie hergenommen? Mit 3 Kindern und dann solche schwere Arbeit!«

»Das habe ich mich auch gefragt. Das Schlimmste war, dass es ihr nicht mal etwas nützte. Sie blieb Geringverdienerin. Zu all den finanziellen Sorgen kamen noch die familiären. Ihr zweiter Junge ging nach Berlin zur Lehre. Dort hat er wohl die falschen Leute kennengelernt. Na ja, er brach die Lehre ab, seine Freundin bekam ein Kind...Du kannst es dir bestimmt denken. Sie schafften es nicht, sich gut um die Kleine zu kümmern und die Eltern der Freundin hatten auch kein Interesse. Da hat sie das Mädel mitgenommen. Mit dem Jugendamt war alles schnell geklärt. Die waren froh, dass sich jemand die Mütze aufsetzte. Aber irgendwann reichen die Kräfte nicht mehr und der Körper der Frau begann zu rebellieren. Das Kind, die viele Arbeit, die vielen Sorgen: Sie bekam einen Schlaganfall. Und dann kam nur noch Hartz IV. Der Ehemann war noch schlechter dran. Er war seit Ende der 90er krank und arbeitsunfähig. Die Sorgen fressen die Leutchen noch auf. Da liefen ja auch noch ein paar Kredite aus den 90ern, es folgte die Privatinsolvenz ... Und dann noch die Kleine, an der ist das alles auch nicht spurlos vorüber gegangen. Wenigstens in der Schule macht sie so einigermaßen mit. Sie holen sich Hilfe beim sozialpsychiatrischen Dienst.

Einmal hat sie sich eine Oma-Kind-Kur geleistet, das war wohl schön. Überhaupt verreist die Frau gerne. Aber es geht ja nicht. Von welchem Geld?«

»Jaja, das liebe Geld. Darum geht es wohl in deinen Kriminalfällen?« warf Frau Schmidt ein.

»Wart‹s nur ab, Ursel. Um Geld geht es ja schließlich meistens bei Verbrechen. Wo war ich also stehen geblieben? Ach ja! Wenn die Enkelin etwas möchte, muss sie selbst sparen. Zur Zeit ist es Reitunterricht. Und der ist wahnsinnig teuer! Und für alles bekommt man das Bildungs- und Teilhabegeld ja auch nicht. Und die Frau hat mir anvertraut, dass sie viel mehr beantragen könnte, aber es ist ihr oft zu anstrengend. Die Leute beim Jobcenter sind oft unfreundlich und die Formulare so kompliziert und keiner, der ihr hilft. Wusstest du, dass man oft in Vorkassen gehen muss, wenn du da Geld beantragst?«

»Huch, nein! Das wusste ich nicht. Wo soll denn das bitte schön herkommen?«

»Ja, das frage ich mich auch. Das Geld ist bei der kleinen Großeltern – Enkel – Familie ganz schön knapp. Trotz Schwerbehinderung bekommt der Mann keine Frührente und was nicht alles noch. Da darf nichts kaputt gehen, Auto oder Kühlschrank. Es ist grausig. Und jetzt ist die Kleine in dem Alter, wo sie das alles mitbekommt und die beiden Großen sind langsam zu alt für so viel junges Leben. Die Enkelin leidet ja auch drunter: Sie hat nie was Neues, trägt abgelegte Kleidung, hat nicht das neuste Spielzeug.

Und trotz allem: Ich habe dort selten ein Wort der Klage gehört. Die Frau ist sogar noch ehrenamtlich tätig.«

»Bewundernswert. Ich staune immer, wo diese Menschen die Kraft hernehmen. Ich meine, Erholung kostet doch auch Geld. Mal Urlaub oder in die Sauna oder so. Das geht ja mit diesen so genannten Transferleistungen gar nicht.«

»Ich weiß. Ich kann da auch immer nur staunen. Bei uns im Bürgercenter bekomme ich ja vieles mit. Du kannst übrigens gerne mitmachen, wir suchen noch Ehrenamtliche. Du könntest in der Bürgerküche helfen.«

»Ich überleg‹s mir mal. Die Bowle ist alle. Geht auch ein Eierlikörchen im Schokobecher?«

»Gerne!« Frau Schmidt ging in die Küche. In der Tür drehte sie sich um und sagte verschmitzt: »Ich ahne übrigens, wie Deine Fälle zu lösen sind.« »Das glaube ich nicht« erwiderte Fräulein Brandel trocken. »Ich habe sehr lange gebraucht, um die Zusammenhänge zu begreifen.« »Wir werden sehen!« rief Frau Schmidt fröhlich und verschwand in der Küche.

…

»Also, der dritte und letzte Fall in dieser Reihe heißt: ›**Der langsame Tod der Dorfgemeinschaft**‹. Kannst du noch?«, fragte Fräulein Brandel ihre Freundin.

»Na klar, ich platze vor Neugier.«, lachte diese.

»Na dann. Eine ältere Frau kam letztens zu mir. Sie ist schon Rentnerin und ihre Geschichte ist auch sehr bewegt. Sie wurde in der Nachkriegszeit als erstes Kind einer Umsiedlerfamilie aus

Schlesien geboren. Die Familie war recht groß. Die Eltern waren einfache Landarbeiter, von Luxus konnte da nie die Rede sein. Im Gegenteil. Das Mädel musste tüchtig mit ran: Im Kuhstall helfen, die jüngeren Geschwister hüten, einkaufen, all so was. Mit sechzehn hat sie Stenotypistin gelernt. Sie wollte selbstständig sein und eigene Entscheidungen treffen. Arbeit gab es für sie im Überfluss. Drei Kinder hat sie und alle drei mussten schon sehr früh in die Krippe. Bei einem hat sie schon sechs Monate nach der Geburt wieder gearbeitet, einfach, weil sie regelrecht gebettelt wurde.

Der Arbeitgeber machte Zugeständnisse, die in der heutigen Zeit kaum denkbar wären, noch bevor sie einen Krippenplatz bekam.

Trotzdem konnte von Wohlstand oder Reichtum nie die Rede sein. Wohnungen waren knapp zu der Zeit…«

»Oh ja!«, fiel Frau Schmidt ein. »Wir waren so froh über die kleine Bude über dem Konsum damals, obwohl wir keinen Ofen hatten und das Klo über den Hof.«

»Ja, so war das damals. Jedenfalls fand die Familie eine kleine Mietwohnung im Dorf. Mitte der 80er Jahre bekam sie einen zänkischen Nachbarn. Es gab Streit und sie mussten sich was Neues suchen. Da haben sie Ende der 80er noch ein Haus gebaut. Das war damals nicht einfach. Material fehlte an allen Ecken und Enden. Man brauchte gute Beziehungen, die hatte sie aber nicht.

Sie hat damals ganztags im LPG-Büro gearbeitet. Das jüngste Kind war zu dieser Zeit noch im Kindergartenalter. Nach der Arbeit hat sie ihre Familie versorgt, Mittagessen für den nächsten Tag vorbereitet - auch für die Handwerker - und abends auf der Baustelle Steine gekarrt und so. An den Wochenenden, wenn die Maurer kamen, hat sie frühmorgens das Frühstück vorbereitet, hat durchweg den Betonmischer für den gesamten Hausbau bedient, Gasbeton gesägt und die Handwerker mit Essen versorgt. So war das damals üblich. Man musste die Handwerker bei Laune halten, damit sie zuverlässig ihre Arbeit verrichten. Sie machten das ja in Feierabendarbeit.

Gemeinsamen Urlaub mit den Eltern kannte sie nicht. Später, mit ihrer Familie, machten sie Urlaub im betriebseigenen Wohnwagen im Spreewald, Winterurlaub im Gebirge, auch mal an der Ostsee. Nach dem Hausbau musste sie operiert werden, genau zur Wendezeit. Da zeigten ihre früheren Arbeitskolleginnen ihr wirkliches Gesicht, wendeten die Ellenbogentaktik an nach dem Prinzip »Wolf im Schafspelz«. Nach der Wende hieß es für sie: Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, Ein-Euro-Jobs, Weiterbildungsmaßnahmen – und das bis zu ihrer Rente. Sie war sich für nichts zu schade, hat die schäbigsten Arbeiten gemacht für wenig Geld. Oftmals fehlte ihr die Anerkennung. Es wurde immer nur gefordert, aber das, was sie leistete, wurde nie richtig wertgeschätzt. Manchmal fühlte sie sich wie ein ausrangiertes Sofa.

Bei einer Weiterbildung zur Seniorenbetreuerin hatte sie einen Praktikumsplatz in einem Seniorenheim. Diese Arbeit gefiel ihr, sie hatte aber nicht die erforderliche Ausbildung, und so ging die Arbeitssuche weiter, zeitweilig war sie auf Hartz IV angewiesen. Ihr Mann bekam schon seit vielen Jahren Erwerbsunfähigkeitsrente. Kurz vor Eintritt ins Rentenalter hatte sie endlich den Hauskredit abbezahlt. Der war nach der Wende um das 10-fache höher als beim Kreditabschluss zu Baubeginn.

Mit über 60 Jahren musste sie bei der Tafel nach Lebensmitteln anstehen, wie damals in der DDR nach Bananen, Apfelsinen oder Textilien. Das war so deprimierend.

Inzwischen wird sie von Verwandten gedrängt, das Haus, das sie so mühevoll mit Schweiß und vielen Entbehrungen gebaut hatte, zu verkaufen. Sie soll sich von dem Erlös teure Urlaube gönnen oder in die Rente investieren, schlagen die ihr vor. Sturm- und Wasserschäden nach Unwettern haben das Haus gezeichnet. Manchmal sah alles aussichtslos aus, aber das Haus ist auch ihr ›Kind‹. Das gibt sie nicht her!

Oft denkt sie wehmütig an die Zeiten vor der Wende. Da gab es das ›Kollektiv der sozialistischen Arbeit‹. Mit den Arbeitskollegen besuchte man kulturelle Veranstaltungen, macht gemeinsam Ausflüge, Frauentagsveranstaltungen und Betriebsfeste. Das fand sie immer schön, aber das gibt es schon seit 1991 nicht mehr.

Viele Jahre nach der Wende traf sie sich regelmäßig mit Frauen aus der Region. Einmal jährlich haben sie Busreisen unternommen, aber seit Hartz IV war ihr das nicht mehr möglich. Sie war 20 Jahre nach der Wende noch Chormitglied im Dorf bis zu seiner Auflösung. Sie traf sich regelmäßig mit einer Tanzgruppe, aber auch diese hat sich aufgelöst. Im Sommer unternimmt sie Radtouren mit Freundinnen. Jetzt, wo sie Rentnerin ist, muss sie den Euro nicht mehr dreimal umdrehen und leistet sich ab und zu eine Kulturveranstaltung mit Freundinnen. Nach der Wende, sagt sie, sind die Netten und Freundlichen deutlich weniger geworden und es wohnen nur noch halb so viele Menschen im Ort.«

Schweigend saßen Fräulein Brandel und Frau Schmidt da. Es war tiefe Nacht geworden, die Sterne funkelten und der Mond stand als helle Scheibe am Himmel.

»So, meine Liebe. Jetzt bist Du dran: Hast du eine Idee, wer die Übeltäter sind? Wer hat verhindert, dass die drei Frauen je auf den grünen Zweig gekommen sind?« wollte Fräulein Brandel von ihrer Freundin wissen.

»Ich vermute, die Männer, oder?« mutmaßte diese.

»Nein, meine Liebe, das wäre zu einfach. Du erinnerst dich? Es gab ja nur einen Faulpelz. Die anderen beiden Frauen hatten fleißige Männer, die halfen, den Unterhalt der Familien zu erarbeiten.«

»Stimmt. Das hatte ich völlig übersehen. Na los, spann mich nicht auf die Folter Miss Holmes«, bat Frau Schmidt.

»Es ist eine Bande. Eine internationale und ganz gemeine Bande. Sie besteht aus mehreren miesen Verbrechern. Aber zwei sind besonders aktiv. Der erste wird Mister Unfair genannt. Er kümmert sich um soziale Ungerechtigkeit. Die ganz schmutzigen Dinger: ungleiche Löhne, Kredithaie für Niedriglöhnerinnen und Nichtgewähren von Grundsicherung, obwohl ein Anspruch besteht.

Der zweite heißt »Der Traditionspfleger« und sorgt dafür, dass Frauenkarrieren immer hinter Männerkarrieren bleiben. Um sein Handeln zu vertuschen, brachte er eine Frau ins Kanzleramt. So sollen wir glauben, die Gleichstellung von Mann und Frau sei bereits erreicht. Er tritt unter vielen Namen auf. Vielleicht hast du schon mal was von struktureller Benachteiligung oder »Frauenberufen« gehört? Nein? Sein Fachbereich ist die frühe Erziehung von Mädchen zu späteren Familien- und Gesellschaftsdienstleistern – natürlich ohne Lohn. Hier findet sich die Benachteiligung der Frauen durch tägliche zusätzliche Pflege-, Putz-, Koch-, Erziehungs- und Wascharbeit. Er dichtet den Frauen dazu besondere Fürsorgefähigkeiten an. Und er kümmert sich auch ganz nebenbei um Abwertung sozialen und familiären Engagements und den Niedriglohnsektor in sozialen Berufen. Ein ganz gemeiner Hund. Die beiden sind die Hauptakteure. Es gibt noch ein paar kleinere Fische. Einer war in den Neunzigern sehr aktiv und hat vor allem im Osten sein Unwesen getrieben. Große Ausverkäufe und so.«

»Nur Männer? Typisch!« empörte sich Frau Schmidt.

»Nein meine Liebe, ich war ja noch nicht fertig. Es gibt noch Lady Gogo. Die ist ganz fies. Ihr Spezialgebiet sind Rollenzuschreibungen. Sie impliziert Frauenbilder. So was wie: »Ungeschminkt ist hässlich« oder »unrasierte Beine sind unhygienisch«. Sie fordert von den Frauen offen: »Sei immer angepasst – Männer mögen keine Mannweiber.« »Begehre nicht auf – das macht Dich unattraktiv.« »Es ist deine Aufgabe, für die Familie und für Sauberkeit zu sorgen – wenn du das nicht tust, bist Du eine Schlampe.« Und dann baut sie einen unheimlichen Druck auf, dem ihre Opfer meist nicht Stand halten können. Sie ist auch für diesen ganzen Schönheitsquatsch zuständig. Arbeitet viel mit den Medien zusammen.«

»Da bist du ja der ganz großen Nummer auf der Spur!«

»Ach, ich wünschte das wäre so … Ich kann es noch nicht richtig beweisen. Sie können es IMMER so drehen, als wären die Frauen selber schuld. Als wären sie nicht fleißig genug gewesen oder zu dumm für richtige Kredite und so. Niemand, hörst du, niemand kann ihnen irgendwas beweisen. Alle wissen es. Viele sehen weg. Und deshalb kriege ich sie nicht dran.«

Selbst ist die Löwin.

Eine Fabel

Eine Löwin wuchs im Brandenburgischen auf. Ihr Vater wurde von Wilderern auf der Jagd getötet. Ihre Mutter zog sie und ihre Geschwister lange alleine auf, bis ein neuer Löwe zum Rudel stieß. Doch auch er starb sehr jung.

Die Löwin verlies eines Tages ihr Rudel um eigene Beute zu machen. Doch sie war jung und unerfahren und fand nur Maulwürfe und Hasen. Da stahl sie dem Bären die fette Rehkeule und dem Wolf den Lammbraten.

Je älter sie wurde, desto klüger wurde sie und desto besser konnte sie jagen. Als sie eine stattliche Löwin mit reicher Beute war, schlich sich ein faules und listiges Löwenmännchen in ihr Leben und ihr Herz. Sie bekamen zwei Kinder. Doch der faule Löwe half nicht beim Jagen, nicht beim Spielen und Erziehen. Er lag faul auf seiner Haut und schlug die Löwin oft mit seiner Tatze. Das tat ihr weh, doch sie ertrug es. Als er aber eines Tages die Kinder mit der Tatze schlug, brüllte die Löwin auf und verjagte ihn. Sie wusste bis dahin selber nicht, wie stark und furchteinflößend sie werden konnte, wenn es darauf ankam.

Bald kam ein schwerer Sturm über das Land und mit ihm viele Veränderungen. Futter gab es nicht mehr reichlich, manche Tiere mussten hungern. So zog sie allein mit ihren Kindern gen Westen. Andere Löwen hatten berichtet, dort seien die Rehe fetter und die Antilopen langsam. Aber im Westen lebten andere Rudel Löwen. Und die wollten nicht, dass sie erfolgreich war. Sie ließen die Löwin nicht jagen. Sie schnappten ihr die Beute weg oder verscheuchten die Rehe und Antilopen aus ihrem Revier. Ihre Löwenkinder wurden ausgegrenzt und gequält. Da ging die Löwin mit ihrem kleinen Rudel zurück ins Brandenburgische.

Wenn sie auch für weniger Beute länger jagen musste als im Westen, so war doch dies ihre Heimat und sie und ihre Kinder waren unter ihresgleichen. Sie jagte immer nur, was sie auch fressen konnten und half dann doch, wenn ein anderer Löwe in der Klemme steckte oder teilte mit den Bären und Wölfen ihre Beute. Die Zeit verging. Die Löwin jagte und jagte ohne Pause, damit

das Rudel immer satt war. Sie war älter geworden und ihre Tatzen zwar stark, doch nicht mehr so schnell, die Kraft wurde weniger und so brach die Löwin eines Tages zusammen.

Sie fand ein Rudel, dass sie aufnahm. Die Bärinnen und Wölfinnen kamen und halfen ihr. So bildete sich eine Tiergemeinschaft, sie halfen sich und leckten gegenseitig ihre Wunden. Eine Löwin war besonders gut zu ihr, half ihr jagen, brachte Beute und pflegte ihr das Fell.

Inzwischen sind die Löwenkinder groß geworden und haben gelernt. Sie haben gelernt, was ihre Mutter ihnen vorlebt: Gesunde Pfoten und ein glänzendes Fell sind wichtiger als fettes Fleisch, für das die Großkatzen Männchen machen und durch Reifen springen müssen. Sie haben gelernt, dass es wichtig ist, auf eigenen Pfoten zu stehen. Und sie haben gelernt: Eine Löwin braucht keinen Löwen, um zu überleben. Reichtum sind die Löwen, die um sie herum sind. Fressen ist nicht mehr die Hauptsache. Das Leben braucht einen Sinn. Das Jagen muss Sinn machen.

Die Löwenkinder sind heute ausgewachsen und jagen in ihren eigenen Revieren. Die Löwin schaut mit Stolz und Liebe auf sie, denn sie sind ihr Glück und ihre Stärke. Das macht vieles wett - auch bitteren Hunger in schlechten Zeiten.

Ihrer Zeit voraus ...

Science fiction: Was so alles möglich ist – eine geschlechtergerechte Utopie

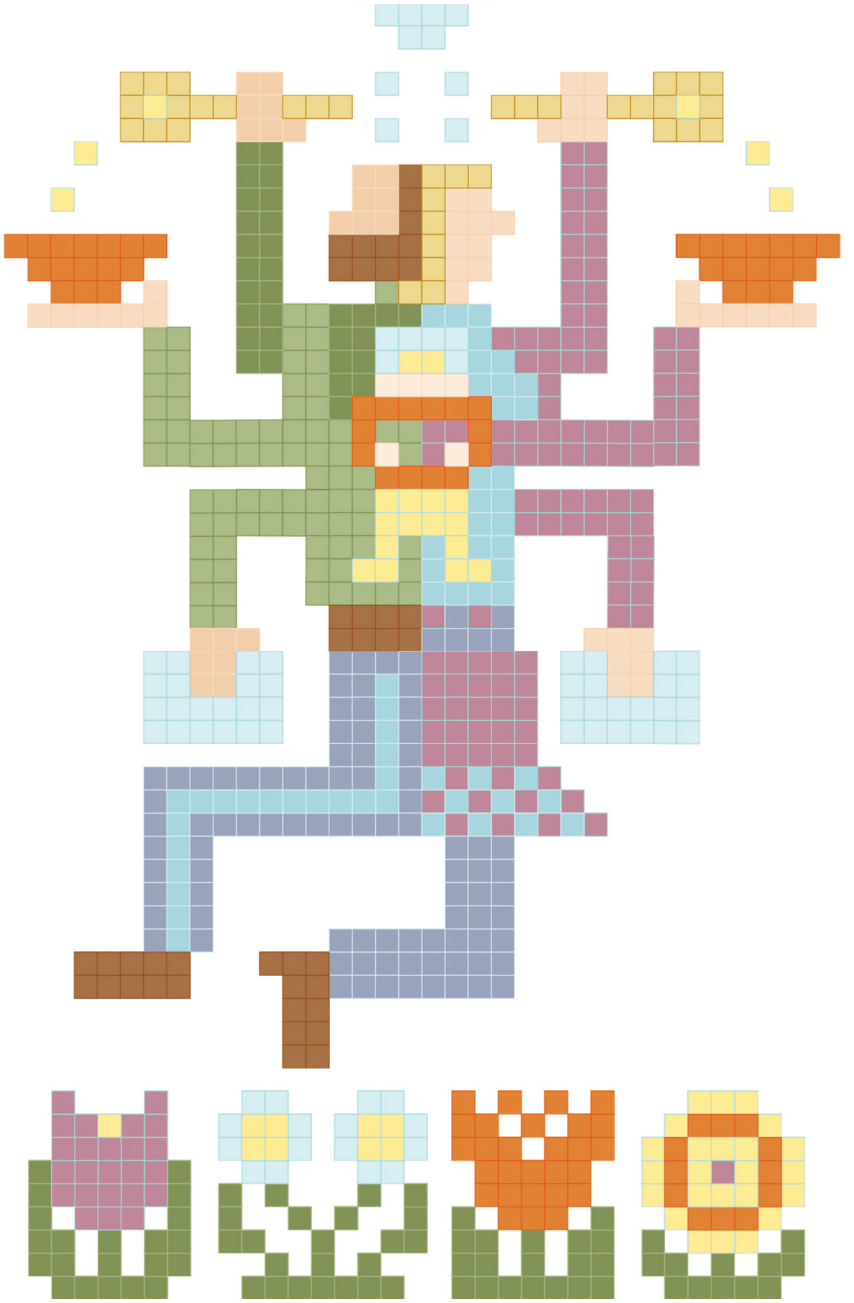
Europa 2100: Der rechtskonservative Ruck, der seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts durch Europa ging, war nicht aufzuhalten. Die Schere zwischen arm und reich hatte sich nicht verringert. Damals staatliche soziale Leistungen zu bekommen, kam an Energieaufwand einem Posten im gehobenen Management gleich – deswegen ließen es die meisten Menschen noch immer sein. Einhundert Jahre später sieht es anders aus.

Es ist etwas passiert, auf das neoliberale Kräfte keinen Einfluss hatten: Das Gedankengut der Gleichwertigkeit und Gerechtigkeit machte sich in den Herzen und Köpfen der Menschen unaufhaltsam breit. Und so ist es zu einer unglaublichen Entwicklung gekommen: Männer gingen auf Augenhöhe mit den Frauen. Sie bleiben zu Hause, wenn die Kinder krank werden, sie putzen genauso oft das Bad und waschen die Wäsche, wie ihre Mütter, Partnerinnen und Töchter!

Es war den Erzieherinnen, den Lehrerinnen, den Müttern und Vätern tatsächlich etwas gelungen, an das sie im Jahr 2019 niemals geglaubt hätten: Ein neues Selbstverständnis in den Familien! Durch eine kluge und achtsame Erziehung, harte politische Kämpfe, viel Aufwand an Nerven, Schweiß und Tränen und mit Unterstützung geschlechtergerechter Angebote in der Kinder- und Jugendarbeit hatten sie es geschafft. Sie hatten den Chauvinismus bei der Wurzel gepackt. Männer glauben im Jahr 2100 nicht mehr, dass ihnen Privilegien qua Geschlecht zustünden. Sie müssen sich nicht mehr den abergläubischen Ideen von Männlichkeit und Stärke unterwerfen. Sie haben gelernt, dass geteilte Verantwortung Spaß macht und genießen die Freuden echter Partnerschaft in gegenseitigem Respekt.

Wie DAS gehen soll? Ganz einfach! Lassen Sie mich eine kleine wahre Geschichte aus der Vergangenheit erzählen:

Ein Mädchen wächst, sagen wir mal im Brandenburgischen auf. Die Familie heißt, sagen wir mal Meier. Sie hatte eine schöne



Kindheit, trotz mangelndem Wohlstand fehlte es ihr an nichts, denn bei Meiers wurden materielle Unebenheiten durch Fröhlichkeit und Miteinander ausgeglichen. Hier galt guter Umgang und Wissen alles. Selbst ist der Mensch! Was fehlte, wurde selbst gebaut, genäht oder angepflanzt.

Frau Meier junior wurde erwachsen, sie lernte einen Beruf, der sich mit Wirtschaft beschäftigte, denn das war in diesen Zeiten ratsam. Trotz weiter Wege, die durch die 5. Kreisgebietsreform (in Brandenburg gab es jetzt die zwei Kreise: Potsdam und Provinz...) nötig geworden waren, wollte sie ihre Heimat nicht verlassen. In ihrem Teil der Provinz war das Gymnasium für Schüler*innen mit außergewöhnlichen Leistungen, die in das Profil der Gesellschaft passten, vorgesehen und so holte sie ihr Abitur abends in einer kleinen subversiven Onlineakademie nach. (Stellen Sie sich vor, dort wurde propagiert, selbst zu denken und BÜCHER ZU LESEN, statt klug ertüftelten Algorithmen künstlich intelligenter Computer zu vertrauen.)

Diese junge Frau lernte also am Abend das Denken und tagsüber saß sie in einem Büro für reibungslose Wirtschaft - na, das konnte doch nicht gut gehen! Je mehr sie dachte und wusste, desto weniger gefiel ihr die Entmenschlichung in ihrer Arbeit.

Zwischendurch hatte Frau Meier ihren Mann kennengelernt. Er war einer von jenen damals nicht ganz alltäglichen Exemplaren, die gelernt hatten, zu reflektieren, der ganz selbstverständlich alles mit seiner Frau teilte: Arbeit, Glück und Liebe. Sie wurden Herr und Frau Meier und trauten sich zu, ein Häuschen zu bauen, trotz der katastrophalen wirtschaftlichen Lage und der schlechten Löhne. Sie bekamen zwei Kinder und Herr Meier wickelte sie nicht nur und trug sie im Tragetuch umher (die Anfänge solcher Auflösung traditioneller Rollenverteilung konnte man ja in geringen Teilen in deutschen Großstädten schon 2010 beobachten), er reduzierte seine Arbeitszeit. Er blieb zu Hause, wenn die Kinder krank waren. Er sah die Arbeit von alleine. Er brauchte keine Einkauferinnerungsapps, denn er kochte auch und wusste, was fehlte und was gern gegessen wurde. Und Frau Meier brauchte nicht ständig - wie andere Frauen - für vier zu denken, denn Herr Meier dachte mit! So war es sogar möglich, dass sich die Frau Meier poli-

tisch betätigen konnte. Sie gab das Engagement später nicht auf, weil es an der Familie scheiterte, sondern am System. Frau Meier musste einfach zu viel arbeiten, um das Leben zu bezahlen. Herrn Meier ging es nicht anders, Arbeitsenergie wurde damals, das ist ja hinreichend bekannt, immer weniger wert.

Frau und Herr Meier waren nicht reich. Aber die Erziehung, die sie genossen hatten und das selbstverständliche lebenslange Lernen kamen ihnen hier zu Gute. Sie konnten mit Schwierigkeiten umgehen. Frau und Herr Meier legten mehr Wert auf Gemeinschaft, auf Freunde, auf Austausch und auf Wissen. Materielle Güter, Konsum, das war ihnen nicht so wichtig.

So bildete sich Frau Meier immer weiter. Frau Meier hat gelernt, flexibel und ohne Angst zu sein. Das Wissen öffnet ihr die wichtigen Türen. Und Herr Meier unterstützt sie.

Es sind harte Zeiten. Kein Mensch weiß, was noch kommt, die Meiers wissen es auch nicht. Aber sie geben nicht auf, sondern etwas weiter: Ihre Ideen von Geschlechtergerechtigkeit und Gleichberechtigung.

Das Leben war oft nicht leicht für sie und sie sind mit ganzem Recht stolz auf sich. Sie haben es gemeistert - mit- und füreinander.

FUNKTION! LEISTUNG! mensch?

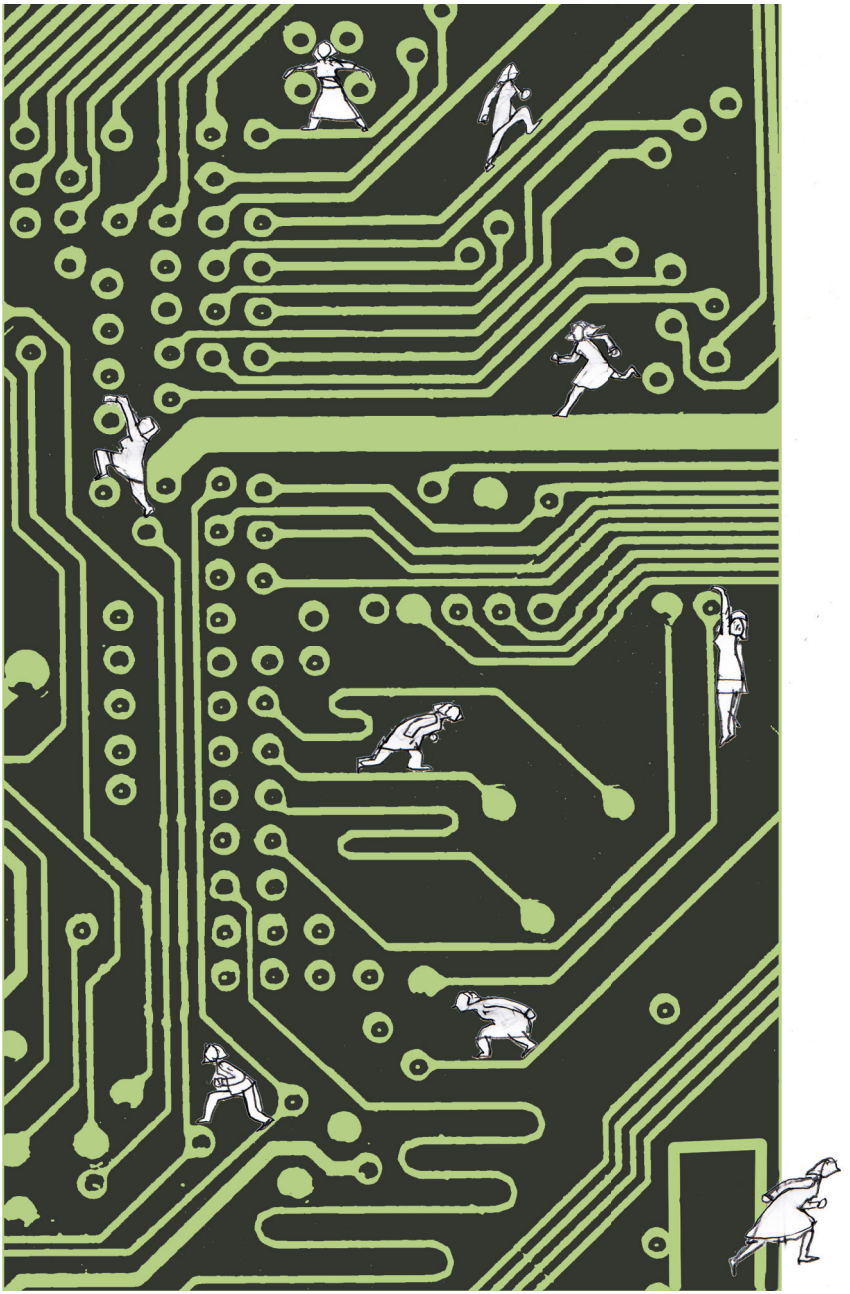
Ein Essay über die Leistungsgesellschaft

Ein Mädchen, das Anfang der Achtziger Jahre in einer ostdeutschen Stadt geboren wurde hatte eine schöne Kindheit. Sie wuchs sogar in einem Haus am Stadtrand auf, das den Eltern gehörte. Da hatte sie eine schöne und ländliche Kindheit bis zur Wende. An Mangel kann sie sich zu DDR-Zeiten in der Regel kaum erinnern. Sie fuhr regelmäßig in den Urlaub und erinnert sich heute noch an schöne Unternehmungen.

Ein Mädchen lebte in einer Familie mit drei Kindern. Die Mutter arbeitete von zu Hause als Näherin und der Vater war in der Landwirtschaft. Deshalb waren die Kinder früh mit Fragen des Umweltschutzes beschäftigt. Ende der Achtziger haben viele begonnen, selber rote Grütze aus Gartenfrüchten herzustellen, Müslis zu machen, Pilze zu ziehen, usw.. Das hat die Kinder geprägt, kritisch auf die Konsumgesellschaft zu schauen.

Ein Mädchen lernte sehr früh von ihren Eltern, dass das Leben aus Pflichterfüllung besteht – egal, wie man sich fühlt. Zum Beispiel in der Familie, die einen Riesenhof hatte, der für die neue Selbstständigkeit genutzt werden musste. Da spielten die fünf Kinder und lernten nebenbei, wie wichtig Geschäfte machen, die Pflichterfüllung und die harte Arbeit für das Überleben ist. Das Familienoberhaupt stand als Alleinernährer in strukturschwachem Gebiet unter Erfolgsdruck. Er musste für alle sorgen und da lagen bei ihm die Nerven blank und die Tassen flogen. Der Vater nahm die Kinder mit ins Geschäft und sie lernten schon früh, dass manche Menschen einfach nicht bezahlen. Dann hatte die Familie kein Geld.

Ein Mädchen aus einer Nachbarfamilie drei Straßen weiter lehnte das klassische Konsumverhalten einfach ab. Sie hatte keinen Fernseher, stattdessen wurde gelesen. Als aber beim Vater eine tödliche Krankheit festgestellt wurde, begann eine sehr schwere Zeit. Die Mutter war plötzlich allein mit den Kindern und



musste den Lebensunterhalt allein bestreiten, sonst hätten sie alle ihr zu Hause verloren. Die Kinder waren auf sich gestellt und gaben sich alle Mühe, die Mutter zu unterstützen. Manchmal weinte die Mutter vor Verzweiflung. Das aber erschreckte die Kinder und sie strengten sich noch mehr an.

Ein Mädchen, das damals auf ein Vorzeigegymnasium ging und dort keine Freunde hatte, sagt, sie hätte immer das Gefühl gehabt, sie müsse sich beweisen. Das wollte sie aber nicht mehr. Für Eltern und Lehrer zählten nur die Noten. Die Welten der anderen Kinder blieben für sie verschlossen – sie fand keinen Zugang zu den anderen und die anderen auch nicht zu ihr. Niemandem fiel das auf. Niemand nahm sie in die Arme. Sie begann die Schule zu schwänzen und sollte rausfliegen. Was ist das für eine Welt für die Kleinen?

Ein Mädchen ist mit nur vierzehn Jahren aus lauter Einsamkeit und Hilflosigkeit ausgerissen in die Großstadt. Sie war noch ein Kind und flüchtete in ein besetztes Haus, bettelte auf der Straße und suchte so einen Ausweg aus dem Druck, beständig funktionieren und leisten zu müssen. Erst nach einem ganzen Winter kam sie zurück, weil sie nicht mehr von der Polizei gesucht werden wollte. Als sie zurück war, hatte sie gelernt, dass es ihr in der Schule egal sein musste, was die anderen über sie sagten.

Ein Mädchen erzählte, wie sie von den hohen Erwartungen an sie, gepaart mit familiärer Ignoranz lebensbedrohlich krank wurde: »Irgendwann habe ich aufgehört, mich zu politisieren. Ich hatte das Gefühl, dass ich gar nichts erreichen kann. Gegen Ende meiner Schulzeit ging es darüber hinaus meinem Vater psychisch schlecht. Er hat immer wieder versucht sich das Leben zu nehmen. Ich habe oft bis spät in der Nacht auf ihn aufgepasst und während dieser Zeit trotzdem mein Abitur mit guten Noten gemacht. Es hat niemanden interessiert.« Da hat sie verlernt, zu essen, weil sie überfordert war. Niemand fragte sie, was mit ihr ist.

Eine junge Frau hatte, wie so viele junge Frauen, verschlungene Wege in ihrer Ausbildungs- und Berufstätigkeit hinter sich. Die Eltern wollten, dass sie studiert. Doch als sie das nicht wollte, schrieb sie sich nur ein, ging aber nicht hin. Später wurde das Studium abgebrochen und dann ging das ziellose Jobben in Cafés, Pflegeheimen und Krankenhäusern los. Billige Frauenjobs eben.

Bei einer Frau ging es nicht nur beruflich kaum weiter. Denn als die Großeltern Pflege brauchten, die Eltern aber nicht pflegen konnten, übernahm sie wie selbstverständlich die Pflege und alle fanden das sehr gut so. Meist sind die Familien froh, wenn sich jemand kümmert ohne zu murren und ohne Geld. Die Frauen merken selber nicht mehr, wie sie dabei vor die Hunde gehen. Das hört sich nicht nur übel an, es ist übel. Und jeder Mann darf sich über sein Glück, als Mann geboren zu sein, freuen. Ihm wird so etwas nicht passieren, denn niemand erwartet das von ihm.

Für eine Frau war Armut besonders ein Thema, als ein Kind auf die Welt kam. Klar kriegt sie ihr Kind mit Secondhand-Klamotten groß und mit selbstgebautem Spielzeug. Aber was, wenn die kleine Tochter Pferde liebt und gerne Reitunterricht nehmen würde? Das kann sie nicht bezahlen.

Eine junge Mutter müsste sich eigentlich ein Haus kaufen, weil sie später so wenig Rente bekommen wird, dass sie davon keine Miete bezahlen kann. Sie wird auch nie einen Kredit bekommen mit ihrem Gehalt aus prekärer Beschäftigung und Niedriglohnsektor. Wenn ihre Kinder später einmal ein Auslandsjahr machen möchten, auch das ist teuer, das könnte sie nicht bezahlen. Oder mal mit Kind nach Schweden fahren und eine Freundin besuchen. Wie machen das eigentlich die anderen? Einmal im Jahr Urlaub und neue Klamotten...

Eine Frau kam mit der Mutterschaft erst so richtig zum Feminismus. Es gibt so viel, was sie im Alltag erschreckt und in ihren Beziehungen wütend macht. Er verdient oft gut und kann beruflich viel unterwegs sein. Sie bleibt beim Kind. Es ist keine heile

Welt. Sie glaubt manchmal, als Alleinerziehende hätte sie es leichter. Sie braucht auch mal freie Nachmittage. Aber der Mann setzt seine Freizeit-Prioritäten und das macht sie nicht so konsequent.

Eine Frau hat sich langsam und sicher aus der Spirale der beruflichen und familiären Selbstausbeutung, aus dem »Leisten um jeden Preis« herausgewunden. Sie bewarb sich mit Anfang dreißig nochmal um ein Studium ohne selbst daran zu glauben, dass das klappen könnte. Sie bekam eine Zusage, nahm das Studium auf und beendete es. Heute hat sie einen Bachelor in der Tasche und will auch noch den Master machen. Und irgendwann auch noch den Doktor. Nicht wegen des Titels, sondern weil sie findet, dass soziale Arbeit extrem unterbewertet wird: »Viele denken, wir können nur basteln und quatschen. Wir haben aber auch Jura, Psychologie und Erziehungswissenschaften. Es gibt Wissenschaften und Theorien in der Sozialarbeit. Der Doktortitel wäre eine Aufwertung meiner Arbeit. Ich ehre damit meine Profession.«

Eine Frau und Mutter leistet immer noch viel – aber nicht mehr mit zusammengebissenen Zähnen, sondern mit Freude und mit dem freundlichen und fürsorglichen Feedback ihrer Kolleginnen. Sie kennt ihre Leistungsgrenzen – zu oft hat sie diese überschritten.

Eine Frau und Mutter macht sich gerade wenig Sorgen um ihr Überleben und hat Vertrauen zu sich und anderen entwickelt. Wohlstand, sagt sie, ist ein Grundgefühl der Sicherheit: Ohne Sorge vor Morgen oder dem Alter.

Er ist anders. Versteht Ihr nicht?

Ein Abenteuer

Im Süden Brandenburgs lebte auf einem Dorf eine Bande. Sechs wilde und unerschrockene Kinder waren das, kein Baum war ihnen zu hoch, kein See zu tief. Sie hielten zusammen wie Pech und Schwefel und machten es wie die Musketiere: Alle für einen und einer für alle!

Eine von ihnen hieß Flora. Flora lebte mit ihrer Familie auf einem Bauernhof. Der Vater arbeitete noch zusätzlich im Wald. Flora kannte jeden Winkel in Stall und Scheune genauso gut wie jeden Baum und jeden Stein im Wald. Von Reichtum konnte in der Familie nicht die Rede sein. Floras Schuhe hatten manchmal Löcher, der Küchenstuhl war schon das zehnte Mal repariert, aber sie waren es zufrieden. Sie kannten es ja auch nicht anders. Zur Schule ging sie ins Dorf, aber nach der dritten Klasse musste sie und ihre Freunde in die Stadt. Das war nicht schlimm, der Weg war zwar weit, aber sie gingen ihn gemeinsam – da kam er ihnen gleich viel kürzer vor.

Zu diesen Zeiten gingen die Kinder mit auf's Feld Kartoffeln stoppeln und in den Wald Blaubeeren pflücken. Dafür gab es ein paar Pfennige, die wurden gespart. Und weil Flora so gerne Musik mochte, sparte sie sich ein Radio zusammen.

Nun hatten die Kinder im Dorf immer so viel zu helfen und zu erleben, da war wenig Platz für Schularbeiten. Flora hatte früh die Nase voll vom Schulbankdrücken und sobald es ging, verließ sie die Schule.

Sie lernte Gärtnerin in einer nahegelegenen Baumschule und das gefiel ihr gut. Das gefiel ihr so gut, dass sie gerne noch mehr gelernt hätte, aber die Arbeit war hart und abends war sie zu müde, um noch in Büchern zu lesen.

Wo waren denn jetzt die Abenteuer ihrer Kindheit? Wo war die Freiheit und die wilde Bande jetzt? Die anderen fünf waren auch in Arbeit gekommen und die Freiheit hörte mit der Arbeit auf.

Aber zum Glück hatte Flora eine gute Chefin. Die war wie eine große Schwester. Zum Geburtstag und zu Weihnachten gab es Ge-

schenke. Das war zwar nicht mehr wie in der Bande, aber dafür fühlte es sich an wie Familie. Und das fand Flora gut.

Das nächste große Abenteuer wartete jedoch schon um die Ecke: Sie verliebte sich in eine jungen Mann. Der wurde der schöne Manfred genannt. Das viele Herzklopfen und jede Nacht tanzen, bis die Füße wehtaten, das war auch schon sehr abenteuerlich, fand Flora. Und wild und frei fühlte es sich auch an. Sie zog zu Manfred in sein Heimatdorf und nach der Hochzeit kam ein Kind.

Und jetzt begann das allergrößte Abenteuer: Muttersein. Das klingt immer nach einem Spaziergang über eine Blumenwiese, dieses Muttersein. Aber in Wahrheit lauerten genau hier die Schwierigkeiten und Gefahren für sie, die besiegt werden wollten. Das bedeutet, arbeiten zu gehen UND dem Kind gerecht zu werden. Das bedeutet, einen kleinen Menschen großzuziehen, den Haushalt zu stemmen und vielen Erwartungen stand zu halten. Das bedeutet, sich selbst über den vielen Herausforderungen nicht zu vergessen. Das bedeutet viel Mühe und wenig Schlaf. Jeden Tag lauern Überraschungen.

Flora blieb unerschrocken und tapfer. Aus »Alle für einen und einer für alle«, war »Eine für alle« geworden. Abends, wenn das Kind im Bett war, putzte sie für andere und morgens machte sie Schreibarbeiten für das Strickwerk im Ort.

Ihr Kind war besonders. Das merkten sie erst, als er ein bisschen älter wurde. Hannes war lieb und aufmerksam, konnte die Welt aber nicht so schnell begreifen wie andere. Er zappelte und lachte viel, hatte aber Schwierigkeiten mit dem Sprechen und Schnelldenken.

Die anderen im Dorf sagten: »Dieses Kind ist zu laut!« oder »Es ist zu wild!« Sie sagten: »Hannes ist dumm. Hannes ist behindert!« Sie mieden Flora und sprachen schlecht über sie und Hannes. Die anderen Kinder und auch Erwachsene verspotteten ihn und warfen Dreck. Das tat weh. Flora musste sich viel von den anderen anhören, weil ihr Erstgeborenes besonders ist und immer besondere Hilfe brauchte. Es würde nie rechnen oder lesen lernen. Sie meisterte auch diese Herausforderung. Wild kämpfte sie gegen die Vorurteile und Gemeinheiten, sie stand für Hannes ein, für ihre kleine Familie. »Eine für alle!«

Es dauerte ein Weilchen, aber dann bekam Flora noch ein kleines Mädchen. Bille war nicht wie Hannes. Ihr zweites Kind entwickelte sich so, wie es erwartet wurde. Bille liebte Hannes und ließ nichts auf den großen Bruder, der immer klein bleiben würde, kommen.

Flora ging bald wieder arbeiten und es tat ihr gut, viel draußen zu sein. Hannes durfte mit und spielte zwischen den Blumen und Gemüsen. Das ging gut, bis die Wende kam.

Hannes durfte in eine Einrichtung, in der viele Kinder genauso waren, wie er: anders, als die anderen von ihm erwarteten. Das war gut für ihn und für Flora auch.

Nach der Wende wehte aber für die Eltern ein rauer Wind. Manfred musste viel fahren, um Geld zu verdienen. Er war so gut wie nie zuhause. Flora kämpfte allein. Wegen Hannes Betreuungszeiten konnte sie nicht jede Arbeit annehmen. »Eine für alle!«

Es folgte das nächste Abenteuer: Die lange Irrfahrt durch die Behörden und die vielen Fallen des Sozialgesetzbuches. Sie kämpfte sich durch Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Umschulungen. Umschulungen, die nichts brachten. Ein – Euro – Jobs, die nicht befriedigten. Sie kam sich vor wie Odysseus, auf einem schlingerndem Schiff auf einem riesigen Meer und hier und da ein Ungeheuer. Sogar Sirenen gab es: Liebliche Stimmen, die ihr vorgaukelten, wie einfach ihr Leben sein könnte, wenn Hannes in einem Heim für Menschen mit Behinderung lebte. Aber Flora war stark und widerstand. Hannes durfte bei ihr bleiben, auch wenn das bedeutete, dass sie wenig verdiente und wenig für ihre Rente tun konnte. Sie fand Arbeit in einem Blumenladen, da passten die Arbeitszeiten zu Hannes Betreuungszeiten. Dann wurde Hannes krank und brauchte sie. Die Behörden wollten kein Geld geben, kein Krankengeld, kein Essensgeld – Flora hatte keine Kraft mehr und hörte auf zu kämpfen. Sie verlegte sich auf das Betteln, um die Sachbearbeiterinnen weichzuklopfen. »Eine für den ihren!«

Ihre Mühe wurden belohnt: Nach Hannes‹ Krankheit fand sie Arbeit. Ihr abenteuerliches Leben hatte sie geschult: Sie hatte gelernt, zu verhandeln und das tat sie jetzt. Jetzt kämpfte sie zum ersten Mal für sich, für gute Arbeitsbedingungen. Die bekam sie auch, aber der Lohn war nicht besonders hoch. Was sollte sie ma-

chen? Sie und Manfred arbeiten hart. Manfred ist müde. Er hat zu viel und zu hart gearbeitet. Doch bis zur Rente ist es noch ein bisschen. Flora bemüht sich. Sie ist für ihn da. »Eine für den einen!«

Hannes ist versorgt. Es gibt gute Werkstätten, dort ist es gut für ihn. Auch wenn das Amt immer wieder dazwischen grätscht. Und immer wieder rafft sich Flora dann auf und kämpft. Es waren viele da, haben die Lage eingeschätzt und ihre Anträge abgelehnt. Aber sie geht immer und immer wieder hin und lässt sich nicht abwimmeln. Sie wird ihr Kind nie weggeben. »Allein für den ihren!«

Sie hat einen Hilfsverein mitgegründet. Der soll sie unterstützen, wenn ihre Kraft nicht mehr reicht. »Alle für Flora!« wird es dann hoffentlich endlich einmal heißen.

Aber noch nicht. Noch ist das große Abenteuer nicht zu Ende.

Der lange Weg von der Berufung zum Beruf

Ein Märchen

Es war einmal vor langer langer Zeit eine Familie: Vater, Mutter, Kind. Sie lebten glücklich in einem großen merkwürdigen Land, in dem es Monster, Drachen, böse Hexen, aber auch Feen und Einhörner und viele friedliche Wunder gab.

Eines Tages wurde die Mutter krank. Niemand wusste, was ihr fehlte. Alle Ärzte waren ratlos. Nun musste der Vater allein für den Lebensunterhalt der Familie sorgen, denn die Mutter konnte nicht mehr arbeiten. So kam es, dass das Kind - ein kleines Mädchen - schon früh lernte, sich mit dem zu bescheiden, was da war, auch wenn es nicht gerade viel war.

Und so lebten sie mit den Feen und Einhörnern und trotz der vielen Monster und bösen Hexen ganz friedlich. Das Mädchen ging zur Schule und als es groß und schon eine junge Frau war, lernte es, eine gute Köchin zu sein. Weil aber die reichen Leute, die sich eine Köchin halten konnten, den ganzen langen Tag arbeiteten, um noch reicher zu werden, mussten die Köchinnen bis spät in die Nacht arbeiten. Freie Tage gab es für sie nicht und oft standen sie den ganzen langen Tag in der Küche. Das wollte unsere junge Frau nun nicht. Sie bekam ein kleines Kind und wollte lieber mit ihm spielen und so suchte sie nach einer Arbeit, die besser zu ihrem Leben passte.

Nun lebte aber in diesem Land zu dieser Zeit eine besonders mächtige Zauberin. Sie kannte alle Arbeitsplätze im Land. Kluge Menschen hatten sich überlegt, dass sie ihr Wissen verwenden könnte, um Gutes zu tun. Und so wiesen sie ihr die Aufgabe zu, den Menschen, die eine Arbeit suchten dabei zu helfen, genau die Arbeit zu finden, die den Suchenden Spaß machte und die gut zu ihnen passte. Aber diese Zauberin hatte Freude daran, wenn Menschen sich sehr anstrengen mussten und so dachte sie sich immer wieder schwierige Aufgaben aus, die die arbeitsuchenden Menschen lösen mussten. Viele Menschen hatten Angst, die Zauberin aufzusuchen und um Hilfe zu bitten. Sie fürchteten sich vor den schweren Aufgaben und hatten Sorge, dass die Alte sie auslachen

Es war einmal
A

und beschämen würde, wenn sie scheiterten. Also verrichteten viele Menschen eine Arbeit, die sie nicht glücklich machten oder bei der sie einen sehr kleinen Lohn bekamen.

Weil unsere Heldin ja Geld brauchte zum Leben, musste auch sie zu der mächtigen Zauberin. An dem Tag war sie guter Laune und stellte ihr nur leichte Aufgaben. Dafür bekam sie jedoch nur Arbeiten, die nicht viel Geld einbrachten. Die machten auch nicht gerade viel Spaß, aber das machte der jungen Frau nix. Sie war mit ihrem Mann und ihrem kleinen Kind sehr glücklich. Ihr junger Mann musste viel im Land umher reisen und war selten zu Hause. Da passierte es einmal, dass kein Geld da war, um Brot zu kaufen. So ging sie zum Nachbarn und borgte sich welches. Weil sie aber eine glückliche Frau war, vergaß sie, das Geld zurückzugeben. Sie hatte gar keine Zeit, an Geld zu denken, denn solche Gedanken machen nur schwer. Sie aber war so leicht, dass sie mit ihrem Kind und den Feen und den Einhörnern umher tollte und sich auf ihren Mann freute. Der Nachbar aber war ein grolliger und bitterer Mensch, er erinnerte die Frau nicht an das Geld, merkte sich aber genau, dass sie ihm welches schuldete.

Eines Tages bekam sie von der mächtigen Zauberin die Aufgabe, auf viele kleine Kinder aufzupassen. Das machte ihr großen Spaß! Es war, als ob eine der vielen guten Feen im Land ihr die Gabe zugezaubert hätte, dass sie immer gut mit Kindern sein konnte. Die Kleinen liebten sie und wollten sie am Abend gar nicht wieder gehen lassen. Nun war es damals in diesem Lande so, dass man auch das Kinderhüten lernen konnte. Denn nicht alles ist einfach so passiert, ein paar Tipps und Tricks, die musste man damals genauso wissen wie heute. Aber die Erlaubnis zu diesem Beruf bekam man nur ganz selten, da wurde streng ausgewählt. Die Menschen wollten, dass nur die Besten aus ihrem Land mit ihren Kindern zusammen sein durften. Und das ist ja auch ganz richtig, oder?

Die Zauberin horchte sich um, sie fragte alle Nachbarn, ob die junge Frau fleißig sei, zuverlässig und sich immer die Hände wusch. Da kam sie auch zu dem grolligen Nachbarn, dem unsere junge Frau Geld schuldete. Er erzählte alles brühwarm der Zauberin. Und nun durfte die junge Frau das Kinderhüten nicht lernen

und nicht ausüben. Sie musste weiter all die kleinen und schlecht bezahlten Aufgaben übernehmen. Ach, was war sie traurig! Sie ging noch einmal zur mächtigen Zauberin, um sie zu bitten. Aber genau an diesem Tag war der König des Landes bei ihr gewesen, denn für seine großen Feste suchte er immer Köchinnen. Die meisten waren ihm fortgelaufen, denn die Arbeit war zu hart. Die Zauberin erinnerte sich daran, dass die junge Frau Köchin war und wollte sie zum König schicken. Unsere junge Frau aber weigerte sich, sie wollte ihr Kind nicht alleine lassen, um den ganzen Tag und die ganze Nacht in des Königs Küche zu stehen.

Da wurde die Zauberin zornig und gab ihr keine Arbeiten mehr. Nun hatte die junge Frau oft gar kein Geld und gar kein Brot, bis ihr Mann von seiner Arbeit nach Hause kam und welches brachte. Sie hätte gar nicht von ihm fortgehen können, weil sie ja sein Geld für ihr Kind und sich brauchte. Und so etwas macht auch die Liebe schwer. Die beiden mussten sich sehr anstrengen, dass sie nicht bitter wurden und aufhörten zu singen und zu lachen. Doch auch hier halfen die kleinen guten Feen und die friedlichen Wunder.

Wenn auch die junge Frau immer auf ihren Mann angewiesen sein würde, wenn auch die junge Frau ihrem Kind nie seidene Pantoffeln und goldene Bälle kaufen konnte, wenn sich die junge Frau auch nie selbst ein buntes Kleid kaufen konnte – kurz: Wenn sie auch immer arm sein würde, die junge Frau, so glaubte sie doch weiter an sich und ihre Kraft. Und das reichte, ein glückliches Kind groß zuziehen und die Liebe warm zu halten und am Leben nicht zu verzweifeln.

Und das ist doch ein richtiges Märchen, findet Ihr nicht auch?

Die Rebellin im Einzel

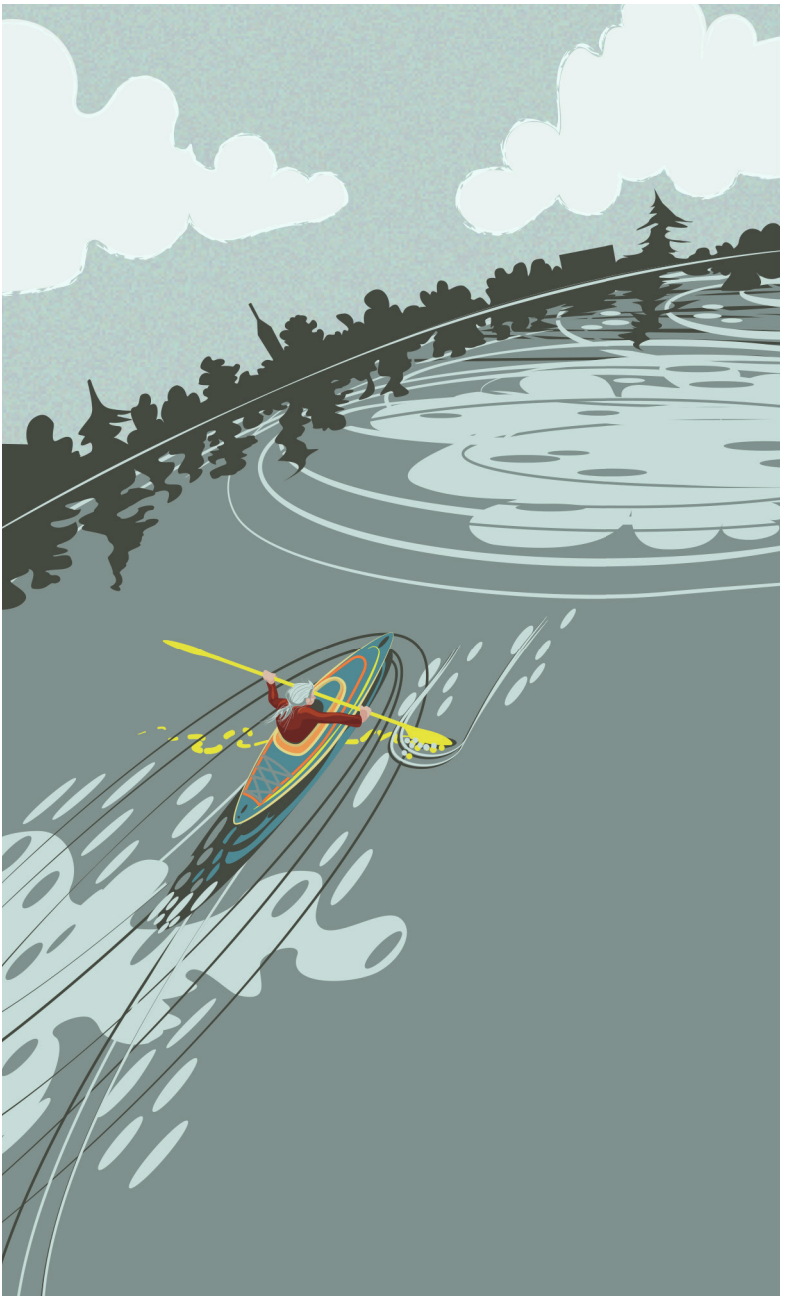
Eine autobiografische Erzählung

Ob man arm oder reich ist, ist relativ. In meiner Nachbarschaft nahe dem ehemaligen Grenzfluss beobachtete ich 20 Jahre nach dem zweiten Weltkrieg einige wirklich arme Menschen. Das waren Kriegsverletzte, denen fehlte ein Arm oder die Beine. Einer robbte mit ledernen Knieschützern vom Dorf in die Stadt. Einige hatten nicht heilende, offene Wunden. Es lebte im Dorf eine Frau, die stellte sich zu den Mahlzeiten Blumen hin, eine Kerze, Serviettenringe und ein Gedeck – eine vornehme alte Dame – mit weißem Kragen unter dem Pullover. Aber reich war die nicht. Was ist schon Reichtum?

Ich bin in einem kleinen Dorf und später in einer kleinen Stadt Nordwestbrandenburgs groß geworden. Hier war es, wie fast überall: In unserem Familienverband galten Söhne etwas, Töchter weniger. Meine Mutter heiratete keinen reichen Bauern, so bekam sie auch keine große Hochzeit. Im Vergleich waren wir arm, denn während es anderswo gut und viel zu essen gab, teilten wir uns zwei Fleischscheiben mit drei Personen genau ein. Oder während anderswo schon Waschmaschinen standen, wurde bei uns zu Hause anfangs die weiße Wäsche im Bottich gekocht und danach mit dem Waschbrett geschrubbt. Das Wasser holten wir von einer Pumpe am Markt. Später, als wir eine eigene mechanische Pumpe in der Küche stehen hatten, gab es eine Maschine die nur wusch. Die Wäsche spülten wir anschließend im kalten Pumpenwasser. Das war eine Tortur und dauerte meist einen ganzen Tag.

Im Vergleich zu mir haben andere Kinder auch besser gegessen, obwohl wir einen Garten hatten. Die Armut meiner Kindheit ist der Geruch von Kohlrübensuppe mit trockenem Brot. Das ist Armutsessen!

Meine Eltern waren arm. Sie kauften zwar nach dem Mauerbau ein altes Fachwerkhaus. Drei alte geflüchtete ostpreußische Kriegswitwen mussten aber als Mieter im Haus bleiben. Deren Wohnung kostete uns mehr, als sie einbrachte. Für eine Mieterin mussten wir einen Ofen setzen, der kostete circa so viel wie 200 Wohnungsmieten.



Ich habe den Mangel erlebt und auch, wie meine Eltern sich von Monat zu Monat gekämpft haben. Von der Ernte im Garten mussten wir das beste Obst und Gemüse in einer Annahmestelle gegen etwas Geld abliefern, auch Eier und Kaninchen. Ich habe gelernt, den geschlachteten Hasen das Fell abzuziehen und zum Trocknen über ein Gerüst zu spannen. Wir haben die Felle für warme Kissenbezüge verwendet oder verkauft.

Der Reichtum meiner Kindheit war eine Frau, die Christenlehre unterrichtete, die Geschichten erzählte, mit uns Lieder sang, unsere Wünsche anhörte und manchmal auch eine Schokolade, ja den Inhalt ihrer Westpakete mit uns Kindern teilte. Meine Eltern wollten nicht, dass ich da hingehe, weil sie so knapp dran waren, dass sie ihre Kirchensteuern nicht zahlen konnten. Doch – oh Wunder – sie bekamen Bescheid, dass die Steuer bezahlt war. Ich kann heute nur vermuten, dass es diese Lehrerin war.

So durfte ich weiter in die Christenlehre gehen. Das war mein Reichtum. Die Frau kam mit fast Nichts in den Ort, ihre Wohnung war spärlich eingerichtet. Sie war die einzige, die keine Gardinen sondern nur schmale Stores vor den Fenstern hatte und sie zeigte, dass es möglich war, auch ohne Ehemann ein gutes Leben zu führen. Sie war die mit der Hose. Sie hat mit uns gelernt, gebacken und gespielt. Sie hat uns Werte vermittelt und wir waren dort immer fröhlich im Unterricht.

In der Schule war das anders. Wir wurden eher politisch agitiert, hörten die Geschichten von den Feinden, die anscheinend dort hinter dem nahen Grenzzaun lebten. Die Unterrichtsstunden vergingen so langsam.

Nach dem Schulabschluss habe ich Ende der 70er Jahre einen Facharbeiter für Schreibtechnik gemacht, habe aber nie die besten Jobs bekommen, weil ich mich nicht so gut unterordnen konnte und nicht die richtig kurzen Röcke trug. Ich wollte dort weg, wusste aber nicht wohin und was ich stattdessen arbeiten könnte.

Ohne eine Arbeit hätte mir in der DDR vielleicht Gefängnis gedroht. So habe ich eine Weile halbtags in einem Altenheim gearbeitet, als Mädchen für alles. Da habe ich bemerkenswerte Leute kennengelernt. Solche, die ohne sich zuzuwenden, mal schnell mit dem Waschlappen durch die Menschen fahren. Nicht fragen, wie

es geht und auch sonst kein offenes Ohr haben. Das war nichts für mich.

Ich habe schließlich noch in der DDR ein Studium in einer kirchlichen Schule begonnen. Das war echt toll. Dort lag am Berghang eine Bibliothek mit vielen, auch sehr alten Büchern, aber auch neuere von westdeutschen Verlagen. Ich genoss es, in der Bibliothek zu sitzen und in Büchern zu blättern, zu entdecken, zu lesen. In dieser Schule lebte eine Frauengemeinschaft und unterrichtete Studentinnen. Ich habe da viel gelernt und einen herzlichen Umgang erlebt.

Als Kind war ich fasziniert von Menschen, die viele Bücher haben. Eine gut sortierte Bibliothek jagt mir bis heute einen Schauer über den Rücken. In dieser Schule waren kluge Frauen, die uns nachmittags gezeigt haben, wie man die Erde fruchtbar hält – altes Wissen, das heute kaum noch jemand kennt. Und wir haben Dinge gegessen, die ich noch nicht kannte: Schwarzwurzeln, Fenchel und Estragon. Dort habe ich auch gelernt, dass Frauen sehr gut eigenständig leben und einen ganzen Hof bewirtschaften können.

Die Prüfungen waren noch vor der Wende und der Abschluss nur kirchlich anerkannt. Ich habe anschließend ein paar Jahre in Gemeinden gearbeitet, von Sonntag bis Sonntag, oft ohne freien Tag. Ich war ständig unterwegs. Die Bezahlung war natürlich unterirdisch.

Nach der Wiedervereinigung Deutschlands wurde unser kirchlicher Abschluss nicht anerkannt. Über Jahre gab es Anfang der 90er Jahre den blöden Spruch: »Die Ossis müssen erst mal arbeiten lernen«. Ich wollte keinesfalls zweimal dieselben Prüfungen, denselben Abschluss machen. Waren wir nicht so wichtig, wurde unser Berufsstand damals von der Kirche zu wenig geachtet? Ich dachte, erst lebten wir im Osten mit der Stasi vor der Tür und der ewigen Bespitzelung und dann, nach der friedlichen Revolution erfahren wir diese Arroganz und Ignoranz im Westen und müssen von vorne anfangen.

Jahre später wurde mir, als ich einen Workshop in einer Gedenkstätte, einem ehemaligen Stasiknast, vor Schülern hielt, noch einmal deutlich bewusst, wie dicht ich zu Ostzeiten vermutlich an einer politischen Verhaftung mit allen Konsequenzen vorbei-

geschrammt bin. Ein Museumsführer, es war ein ehemaliger Gefangener, erzählte, wer wann und warum eingeknastet wurde: z.B. weil sie in die eigene Wohnung als Lesesalon Schreibende und Zuhörerinnen einlud, politische Witze erzählte oder Treffen mit west- und ostdeutschen Gruppen organisierte. Das hatte ich auch alles gemacht, denn ich konnte schon damals kaum mehr »nicht unmutig« sein.

Nach dem Rundgang, als mir das bewusst wurde, flimmerte es Schwarz vor meinen Augen, das Herz raste, und in meiner Erinnerung sah ich sie wieder vor mir: Die grauen Mäntel hinterm Gartenzaun, im Lada am Marktplatz, hinter den Ecken und überall. Wie sie an der Wohnungstür klingelten und Fragen stellten. Den Workshop habe ich noch ordentlich beendet. Doch nach der Rückfahrt, als ich meine Wohnung betrat, da habe ich eine Stunde lang geheult, weil ich verschont geblieben war.

Nach der Wende habe ich immer viel gelernt und gearbeitet, doch insgesamt zwölf Jahre kein rentenversichertes Einkommen gehabt. Am Ende stand die Freiberuflichkeit. Diese Zeiten werden mir für die Rentenzahlungen fehlen.

Meine Berufung hatte ich schon mit dreizehn Jahren gefunden. Aber das, was ich unbedingt tun wollte, war teuer und ich habe heimlich Material gekauft. Meine Mutter hat das mitgekriegt und hat es weggeschmissen, weil sie das nicht gut fand. Ich war so sauer. Da habe ich gelernt, mir alles zusammenzusparen. Ich habe Bierflaschen gesammelt und abgeliefert. Es hat lange gedauert, aber ich habe es erreicht.

Ich habe mich oft für Arbeitsmaterial statt für Essen entschieden und immer vom letzten Geld irgendwas zum Arbeiten gekauft. Deshalb habe ich diejenigen nicht verstanden, die für viel Geld ins Lokal Abendessen oder Kaffee trinken gegangen sind. Das Geld brauchte ich immer für etwas anderes. Ich spare, wo ich kann, ich gieße selbst mit dem Gemüsewaschwasser den Garten und die Blumen. Ich strebe an, nichts zu verschwenden und ich hole mir Sachen, die andere wegwerfen würden. In meiner Wohnung stehen einige Kisten mit Dingen für den Tauschmarkt. So muss ich wenig neu kaufen. Geld und Geldmachen hat für mich keine hohe Bedeutung.

Manchmal frage ich mich trotzdem, durch welchen Gulli mein Geld eigentlich immer abfließt. Als Freiberuflerin brauche ich ständig Material und kann nicht verhindern, dass ich manchmal mit Leuten unterwegs in Gaststätten und Cafés bin.

Mit den Projekten ist das manchmal unfassbar. Ich habe bei einem Projekt mitgewirkt, an dem noch zwei Männer beteiligt waren. Die haben für denselben Job jeweils 5000,– Mark bekommen und ich 1000,– Mark. Als ich vor Jahren ein Projekt für einen krankgewordenen Kollegen übernahm, wollten die Kunden mir das Honorar um die Hälfte kürzen, mit der Begründung, ich sei eine Frau und würde nur dazuverdienen müssen. Dagegen habe ich mich gewehrt und schließlich 85 Prozent verhandelt.

Ich brauche keinen starken, reichen Mann. In meiner Familie waren die Männer sowieso nie die wirklich Starken. Einige Tanten haben mehrfach versucht, mir bei Familienfesten einen Tischherrn ans Bein zu binden. Ich habe oft gedacht, die haben diese Typen von einer Entrümpelungsstation.

Es gab mal einen Typen, den fand ich schick, aber den fanden viele andere auch schick. Den habe ich vor kurzem von weitem vor einem Billigmarkt gesehen und da habe ich gedacht: Ohgott, wenn der jetzt im Wohnzimmer neben mir säße … Neee!

Ich habe die Mädchen beobachtet, als ich da im Schreibbüro saß. Erst waren sie verliebt. Und wenn die drei Tage verheiratet waren: todunglücklich – Mord und Totschlag. Das Prinzip wurde mir klar: Heiraten heißt eigentlich selten liebesverheiratet sondern wirtschaftsverheiratet. Manche haben geheiratet, um eine Wohnung zu bekommen. Brauchte ich nicht, hatte ja eine Wohnung. Jemanden zu finden, der mich so mochte, wie ich bin, war nicht möglich. Und es gab familiären Druck unter Frauen. Ich bekam eine Lawine von Vorwürfen, wenn die Beziehungen schnell zu Ende waren. Mir wurde dann in der Familie vorgehalten: »Naja … du hast ja nicht gemacht, was der gesagt hat. Daran bist Du Schuld.« Und ich dachte mir: »Was für eine Luftnummer!«.

Ich habe schon immer meinen Willen und mein gesamtes Geld in meine Berufung investiert. Auch wenn sich das nicht im Sinne von »Geld« bezahlt gemacht hat. Mein Reichtum ist ein anderer. Ich habe zu jeder Zeit mein Einkommen selbst verdient und

unter höchster Arbeitsbelastung mein Unternehmen über Wasser gehalten. Hartz IV – nein! Das will ich nicht.

Ich habe sehr gute Bücher. Ich habe Preise für mein soziales und ehrenamtliches Engagement erhalten, auch Rosen bei der Flüchtlingshilfe. Mich nervt meine Sparsamkeit manchmal. Ich kann mir nicht alles leisten und ich muss rechnen. Aber ich bin nicht arm.

Ich wünsche mir, dass ich im Alter einen Wohnraum habe, der wenig kostet. Mit einem kleinen Gärtchen. Autark. Irgendwas Sicheres, das mir keiner wegnehmen kann. Ein Haus, das sich vier oder fünf Leute teilen. Ein Bett, eine Bibliothek, ein Gärtchen mit Komposthaufen. Wer seine Entscheidungen nur im Wirtschaftlichen trifft, macht das Soziale und Ökologische kaputt.

Liebe Leserin, lieber Leser,

vielleicht hast Du Dich in einer oder sogar mehreren Geschichten selber entdeckt. Vielleicht erkennst Du Teile Deiner Biografie wieder oder Aspekte aus den Biografien Deiner Großmütter, Mütter und Töchter.

Wir sind für Euch da! Weil wir Frauen in Brandenburg oft ganz ähnliche Geschichten teilen und vielleicht auch ähnliche Interessen, wie Zusammengehörigkeit, Gemeinschaft und Solidarität verfolgen, organisieren wir uns. Die drei Verbände, die dieses Buch erdacht und umgesetzt haben, bieten Euch und Euren Mitstreiterinnen ein Zuhause und Gemeinschaft. Sie helfen Euch da, wo es am dringendsten nötig ist. Das sind – um nur wenige Beispiele zu nennen – die Tafeln, Frauen- und Familienzentren, Beratungsstellen und aktive Hilfe in starken Netzwerken in ganz konkreten Fragen vor Ort.

Wir brauchen Euch! Doch auch wir können Eure Hilfe brauchen. Unsere Verbände leben vom ehrenamtlichen Engagement der Menschen, die wissen, dass Gemeinschaft Pflege braucht und dies auch bereit sind, zu geben. Also kommt vorbei – Ihr findet uns überall in Brandenburg!

Wir wollen eine Politikänderung! Armut in solchen Dimensionen, wie wir sie heute ganz persönlich erleben, ist immer eine strukturelle Erscheinung mit individuellen Auswirkungen und keine Schuldfrage der Einzelnen! Sie ist nicht vom Himmel gefallen, sondern menschengemacht. Wenn sie menschengemacht ist, dann können wir sie auch verändern. Das wäre ganz einfach, wenn es dafür einen breiten gesellschaftlichen und politischen Willen gäbe. Wir haben folgende Forderungen:

1. Die Aufwertung der sogenannten Frauenberufe insbesondere in der sozialen und personenbezogenen Dienstleistungsarbeit (z.B. Pflege und Erziehung).
2. Neue klischeefreie Ansätze in der Erziehung. Rollenbilder „typisch Mann“ und „typisch Frau“ sind überholt. Wir brauchen geschlechterübergreifende Ansätze.
3. Geschlechtergerechte Angebote zur beruflichen Orientie-

rung. Stereotypen dominieren weiterhin bei der Berufswahl.
4. Vereinbarkeit von Beruf und Familie muss für Frauen und Männer selbstverständlich sein.
5. Subventionen / finanzielle Förderung nur an Unternehmen mit flexiblen / familienfreundlichen Arbeitszeitmodellen.
6. Reform der Ausbildungssysteme – flexible Ausbildungsmöglichkeiten sind zu schaffen. Elternschaft und Berufseinstieg müssen vereinbar sein.
7. Die Eindämmung von prekärer Beschäftigung und Schaffung sozialversicherungspflichtiger Beschäftigung
8. Ausbau der Ganztagsbetreuung in Kitas / Ganztagsschulen
9. Armut von Alleinerziehenden und ihren Kindern in allen Lebensphasen durch eine gleichstellungsorientierte Familien- und Arbeitsmarktpolitik verhindern
10. „Hälfte / Hälfte“ - weg mit dem Rollenmodell des Mannes als »Haupternährer« hin zur öffentlichen Diskussion zur fairen Arbeitsteilung im Haushalt
11. Kein Ehegattensplitting, das an der Ehe orientiert ist und Männer mit nichtberufstätigen Frauen begünstigt
12. Sicherung, Förderung und Aufwertung ehrenamtlichen Engagements durch Lobbyarbeit
13. Eigenständige Existenzsicherung für Kinder und Jugendliche durch einen angemessenen Regelsatz, der den gesamten Bedarf an Ausstattung im Bildungswesen sowie Teilhabe und Chancengleichheit sichert.
14. Die Sätze für Grundsicherung und ALG II („Hartz IV“) sind so zu berechnen, das sie die echten Bedarfe zum Leben berücksichtigen. Die Teilhabe am kulturellen und sozialen Leben ist zu sichern.
15. Verhinderung von Altersarmut und Sicherung gesellschaftlicher Teilhabe für von Armut betroffene ältere Menschen
16. Die Finanzierung der so genannten „Mütterrente“ aus Steuermitteln und die tatsächliche gleichberechtigte Anrechnung von Rentenpunkten, vorerst 3 Rentenpunkte für ALLE geborenen Kinder
17. Stärkere Berücksichtigung von Betreuungs- und Pflegezeiten bei der Rentenberechnung

Arbeitslosenverband Deutschland Landesverband Brandenburg e.V.

Der Arbeitslosenverband ist seit 1990 ein anerkannter Verband der freien Wohlfahrtspflege. Wir engagieren uns gegen Ausgrenzung und für die Gewährleistung einer Teilhabe am gesellschaftlichen Leben der von Erwerbslosigkeit und Armut Betroffenen. Wir sind anerkannter zertifizierter Träger und bieten eine Vielzahl von sozialen Projekten in der Beratung von der Bewerbungshilfe und Bürgerinformation bis hin zur Schuldner- oder Insolvenzberatung. Zu unseren Dienstleistungen zählen u.a. Kleiderkammern, Tafeln, Suppenküchen oder Möbelbörsen. Unsere generationsübergreifenden Angebote reichen von der Kinderbetreuung, Jugend- oder Schulsozialarbeit, Seniorenbetreuung hin zu unseren vier Mehrgenerationenhäusern. Wir stehen für das Recht auf Chancengleichheit und fördern die Integration und Inklusion.

Mehr Info unter: alv-brandenburg.org

Brandenburger Landfrauenverband e.V.

Der BLV ist ein gemeinnütziger Verband. Er wurde 1992 gegründet, ist politisch unabhängig und überkonfessionell, aber keineswegs unpolitisch. Wir sind eine starke Gemeinschaft, die die Interessen der Frauen und Familien in Brandenburg vertritt und sich für einen lebenswerten ländlichen Raum einsetzt. Wir sind

ein Zusammenschluss aus Frauen – und auch einigen Männern, die auf dem Land leben. Uns verbindet die Liebe zu unserer Brandenburger Heimat. Neben unserem politischen Engagement, dem aktiven Altern, der Gesundheitsvorsorge, der Mehrgenerationenarbeit und der Dorfentwicklung spielen die Chancengleichheit von Frauen und Männern, Mädchen und Jungen in allen Lebensphasen für uns eine besonders große Rolle. Die Unterstützung unserer regionalen Landwirtschaft und der Kampf gegen Lebensmittelverschwendung liegen uns am Herzen.

Mehr Info unter: brandenburger-landfrauen.de

Demokratischer Frauenbund Landesverband Brandenburg e.V.

Der dfb wurde 1990 als gemeinnütziger Verband mit dem Ziel gegründet, die Förderung des demokratischen Gemeinwesens durch die Förderung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern voranzutreiben. Wir bieten ein landesweites gesellschaftspolitisches Netzwerk für Gleichstellung und nehmen Einfluss auf die politische Umsetzung von Fraueninteressen, wie Frauengesundheit, gerechte Entlohnung, Familienhilfe und Kinderbetreuung. Wir stehen auch für Demokratiebildung und lebenslanges Lernen. Als Plattform für die Förderung des Guten Lebens in Brandenburg – egal ob städtisch oder ländlich veranstalten wir viele regionale Feste und Feiern und sind Treffpunkt für aktive Frauen (und Männer) jeden Alters. Wir betrachten uns als ein „think tank“ für Vordenkerinnen und als Hilfenetzwerk für Frauen in Not mit Beratungsstellen und SOS-Netzwerk.

Mehr Info unter: dfb-brandenburg.de

Impressum

© 2019 Projekt „Wir brechen das Schweigen – Brandenburger Frauen sprechen über Armut“
1. Auflage

Herausgebende:
Brandenburger Landfrauenverband e.V.
Arbeitslosenverband Deutschland, Landesverband Brandenburg e.V.
Demokratischer Frauenbund Landesverband Brandenburg e.V.

Autorinnen: Nadja Cirulies, Juliane Moosdorf
Illustration: Lisa Smith
Satz und Layout: Rainer Krassa
Lektorat, Korrektorat: Regina Zube, Anja-Christin Faber, Inga-Karina Ackermann und Ulrike Fechner

LAND BRANDENBURG
Ministerium für Soziales, Gesundheit, Integration und Verbraucherschutz

Gefördert durch das Land Brandenburg

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Herausgebenden und der Autorinnen unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.